
FRÖSI
9/76
PIONIERMAGAZIN FUR MÄDCHEN
UND JUNGEN DER DDR
PREIS 0,70 M
Index: 31743

„Frösi"-Interview mit der Vorsitzenden der Pionierorganisation „Ernst Thälmann",



Genossin Helga Labs, zu Beginn des neuen Schuljahres

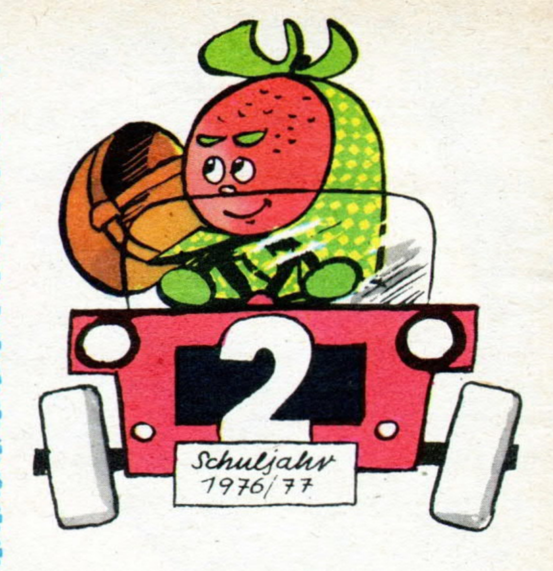


1. Mäxchen: Helga, auf dem IX. Parteitag der SED haben wir den Genossen versprochen, mit unserer Pionierstafette an der Verwirklichung der Beschlüsse des IX. Parteitages aktiv teilzunehmen. Womit sollten wir beginnen?

Antwort: Beginnt am besten damit, daß alle Pioniere den neuen Pionierauftrag, das heißt, die Aufgaben unserer Pionierstafette „Roter Oktober" selbst erst einmal lesen. Das ist die Voraussetzung, um in der Pioniergruppe eine interessante Diskussion darüber zu führen, wie Pioniere mithelfen können, die Beschlüsse der Partei zu erfüllen. Der neue Pionierauftrag fordert euch auf, auf „Kurs 80 – bei uns zu Hause" zu gehen und in Erfahrung zu bringen, wie sich eure Umgebung bis 1980 und darüber hinaus verändern wird. Beratet, wo ihr dazu Interessantes erkunden könnt und wer euch von den großartigen Zielen unserer Entwicklung erzählen kann.

Ich stelle es mir sehr interessant vor, im Patenbetrieb beispielsweise zu verfolgen, was die Arbeiter und Ingenieure alles an Neuerungen erfinden, um die Arbeitsproduktivität – so wie es die Direktive zum Fünfjahrplan vorsieht – zu steigern.

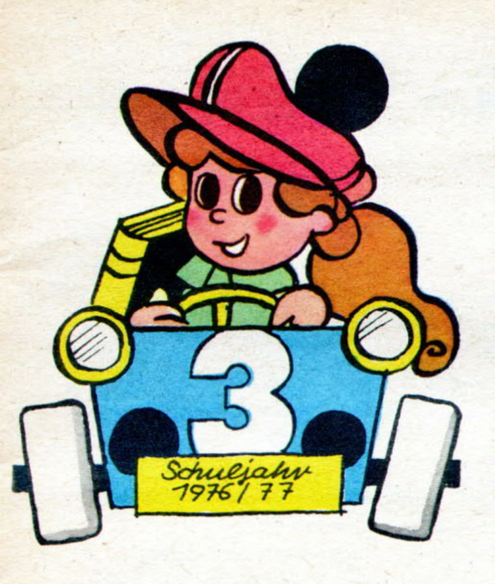
Indem ihr euch mit den Zielen unserer Entwicklung bis 1980 und dem Kampf der Werktätigen, sie zu erreichen, beschäftigt, werdet ihr spüren, daß von eurem heutigen Lernen und Arbeiten viel für unsere Zukunft abhängt. Für die Erfüllung der Aufgaben des IX. Parteitages ist deshalb die Tat jedes Pioniers wichtig.

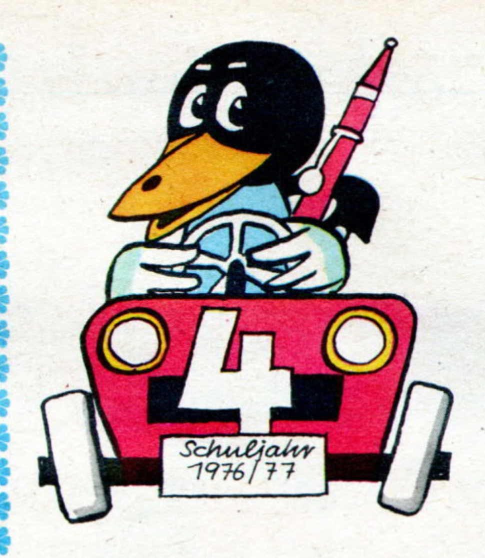


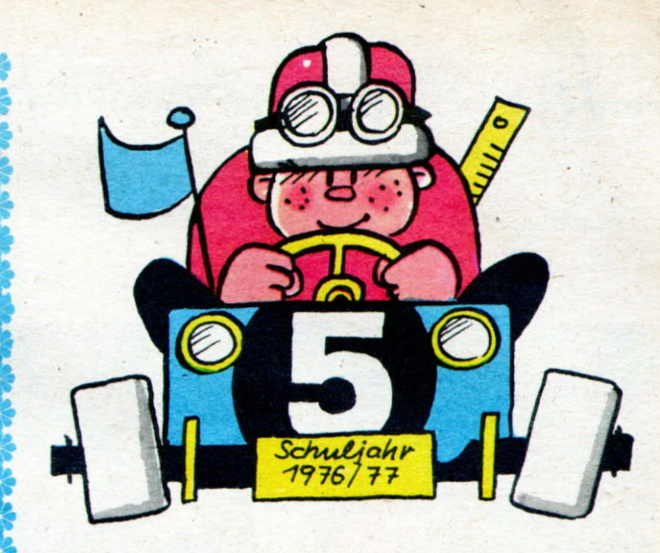
2. Korbine: Sicher hält der Pionierauftrag für alle Gruppen und jeden einzelnen Pionier interessante Aufgaben bereit. Welche Aufgaben sollte sich eine Pioniergruppe vornehmen, und wie erreichen wir, daß alle mitmachen?

Antwort:
Erstens stehen die Aufgaben, die sich jede Gruppe vornehmen kann, bereits im Auftrag, und ich brauche sie nicht zu wiederholen;
zweitens soll jede Gruppe entsprechend ihres Pionierlebens im vergangenen Jahr gut darüber nachdenken, was in diesem Schuljahr besonders angekurbelt werden muß. Das kann das Lernen in einem bestimmten Fach oder die Verbesserung der Ordnung im Klassenzimmer sein, das Kennenlernen unserer Heimat oder auch das Bemühen, unsere Pionierlieder noch besser zu lernen, und
drittens wollen wir erreichen, daß **alle** Pioniere ihre Gedanken und Vorschläge für den Gruppenplan äußern.
Ich rate euch, diskutiert nicht nur über die Veranstaltungen, die durchgeführt werden sollen, sondern beratet und beschließt – so wie ihr es von euren Patenbrigaden kennt – auch über die **Ziele**, die ihr erreichen wollt.
Alle Pioniere in die Erarbeitung des Gruppenplanes einzubeziehen, das ist auch die erste Voraussetzung, wenn ihr **alle** zum Mitmachen anregen wollt. Überlegt im Gruppenrat gut, welche Aufgaben ihr euren Pionieren zur Erfüllung des Gruppenplanes übertragt.
Wenn ihr außerdem in euren Gruppenversammlungen die Aufträge öffentlich übergebt, ihre Erfüllung regelmäßig kontrolliert und gute Arbeit lobt, dann merkt jeder Pionier, daß er gebraucht wird. So macht die aktive Mitarbeit in der Pioniergruppe allen Spaß.
Im Schuljahr 1976/77 wollen wir mehr noch als bisher durch interessante Wettstreite und Leistungsvergleiche jeden Pionier in das Pionierleben einbeziehen.









3. Frösinchen: Helga, du sprichst von Wettstreiten und Leistungsvergleichen. An welche denkst du besonders und wer kann sich beteiligen?

Antwort: Ich denke an all die bewährten Wettstreite, die es in unserer Pionierorganisation bereits gibt, wie z. B. die MMM, die Galerie der Freundschaft, den Singewettstreit und Literaturwettbewerb, die Spartakiadebewegung und den touristischen Mehrkampf, besonders natürlich auch an die Mathematik- und Russischolympiade. Wir wollen, daß diese Wettstreite und noch viele andere, auch die, die ihr euch an eurer Pionierfreundschaft selbst ausdenkt, jeden Pionier anregen, auf einem bestimmten Gebiet sein Wissen und Können unter Beweis zu stellen. Damit ist schon gesagt – teilnehmen kann und soll jeder. An manchem Wettstreit, wie z. B. an der Mathematikolympiade oder an der Messe der Meister von morgen wird sicher eure gesamte Pioniergruppe teilnehmen, während ihr für den Literaturwettbewerb oder auch für einen Erzählerwettstreit eure Talente auf diesem Gebiet delegieren werdet. Spaß bereitet es auch, selbst Wissenswettbewerbe für die Pioniergruppe auszuarbeiten oder in der Gruppe den Besten im Singen, Malen oder Musizieren zu ermitteln, wie es im Pionierauftrag vorgeschlagen wird.
Ich bin der Meinung, die Wettstreite und Leistungsvergleiche gehören unbedingt in jeden Gruppenplan.

4. Droll: Uns verbindet eine feste Freundschaft mit den Leninpionieren im Lande des Roten Oktober. Wie können wir dazu beitragen, daß diese Freundschaft weiter gefestigt wird?

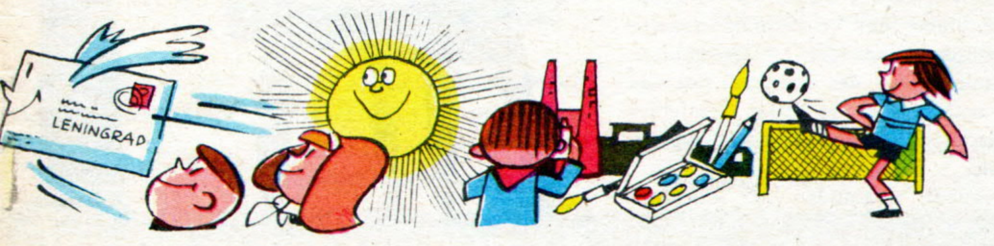
Antwort: Dazu gibt es viele Möglichkeiten. Ich schlage euch vor, in der Pioniergruppe einmal über die persönlichen Freundschaften, die fast alle Pioniere bereits durch Briefwechsel mit Leninpionieren haben, zu sprechen. Sicher kommt ihr dabei auf viele gute Ideen, wie der Briefwechsel mit den Leninpionieren noch stärker zur Bereicherung eures Wissens über die Pionierorganisation „W. I. Lenin", über die Sowjetunion und die Arbeit der Sowjetmenschen zur Errichtung der kommunistischen Gesellschaft beitragen kann. Gut über die Leistungen des Freundes Bescheid zu wissen, das erhöht die Achtung vor ihm und festigt unsere Freundschaft.
Sehr gute Möglichkeiten, unsere Freundschaft zu vertiefen, haben die Pionierfreundschaften, die feste Freundschaftsbeziehungen zu einer sowjetischen Schule haben. Bemüht euch deshalb darum, mit einer sowjetischen Pionierfreundschaft eine enge Zusammenarbeit zu entwickeln. Auf diese Weise wird der Erfahrungsaustausch besonders wertvoll, und es ist sogar möglich, sich gemeinsam auf bestimmte Höhepunkte im Leben unserer Länder vorzubereiten, Fernwettkämpfe durchzuführen und die Beziehungen von Pioniergruppe zu Pioniergruppe zu entwickeln.

5. Tüte: Unsere Pionierstafette trägt in diesem Schuljahr den Namen „Roter Oktober". Sollen wir uns damit beschäftigen, wie die russischen Arbeiter unter der Führung von Lenins Partei vor 60 Jahren die Oktoberrevolution durchführten?

Antwort: Das rate ich euch sehr. Der 60. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution ist ein Jubiläum, das von allen fortschrittlichen Menschen unserer Erde würdig begangen wird, denn mit der Oktoberrevolution 1917 begann eine neue Epoche in der Geschichte der Menschheit. Es begann die Epoche des Übergangs von der kapitalistischen zur sozialistischen Gesellschaftsordnung. Jeder Pionier sollte über die große Bedeutung des Roten Oktober gut Bescheid wissen.
Im 2. Schulhalbjahr wollen wir deshalb in allen Pioniergruppen eine Gruppenversammlung zum Thema „Der Rote Oktober veränderte die Welt" durchführen. Ihr bereitet sie gut vor, wenn ihr euch mit der Geschichte der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution beschäftigt und das Leben Wladimir Iljitsch Lenins kennenlernt. Lest darüber nach, wie das Beispiel des Roten Oktober auf die Arbeiter in den anderen Ländern wirkte und sammelt Material über die Kraft und Stärke, die der Sozialismus heute auf unserer Erde besitzt. Damit bereitet ihr euch auch gut auf die „Feste des Roten Oktober" vor, die wir anläßlich der Oktoberrevolution an allen Pionierfreundschaften feiern wollen.
Der Höhepunkt unserer Vorbereitungen auf das historische Jubiläum wird das „Zentrale Fest des Roten Oktober" sein, zu dem sich im Oktober 1977 Zehntausende Junge Pioniere und FDJ-Mitglieder aus den Schulen der DDR in Berlin treffen.

6. Tüte: Kannst du uns verraten, wer am „Fest des Roten Oktober" 1977 in Berlin teilnehmen wird?

Antwort: Aktive Thälmannpioniere und FDJ-Mitglieder, vor allem aus den Räten und den FDJ-Leitungen der Oberschulen, Delegationen von Pionierfreundschaften und FDJ-Grundorganisationen, die sich bei der Verwirklichung der Pionier- und FDJ-Aufträge besonders bewährten, und Kollektive, die sich auf den verschiedensten Gebieten der außerunterrichtlichen Tätigkeit durch gute Leistungen hervorgetan haben, werden Teilnehmer des „Zentralen Festes des Roten Oktober" sein.



Zeichnungen: Richard Hambach   Foto: Horst Glocke

Nicht immer sieht man gleich die Sterne

JENS BAHRE

Zeichnungen: Fred Westphal



Peter saß an seinen Schulaufgaben. Schon über eine Stunde, und er kam nicht recht voran. Er saß unentschlossen, abgelenkt durch irgend etwas und kaute am Ende seines Füllfederhalters. Aus dem anderen Zimmer drüben klang die Stimme eines Fernsehsprechers herüber. Dort wurde von einer Reise durch Sibirien berichtet. Peter hörte ab und zu die Namen Ob und Irtysch und Jennissei anklingen, auch vom Baikalsee war wohl die Rede und von der Stadt Irkutsk.

Unter anderen Umständen wäre er hinübergeeilt, um sich den Beitrag anzuschauen, doch heute hatte er keine Zeit dazu.

Er wußte, daß die jüngeren Geschwister drüben vor der Röhre klebten, auch wenn sie noch nicht viel von jenem Expeditionsbericht verstehen mochten. Doch so wußte er wenigstens, daß sie keine Dummheiten anstellten.

Peter winkelte den linken Arm ein und blickte auf die Armbanduhr. Noch eine Viertelstunde! Dann hätte er endlich die Berechtigung, die sechsjährige Martina und den vierjährigen Uwe ins Bett zu verfrachten.

Das Versprechen, jeden Abend mindestens bis zum Sandmann aufbleiben zu können, hatten sie der Mutter erst unlängst abgegaunert.

Peter sah wieder auf sein Mathematikheft hinab. Die Karos und Zahlen verschwammen vor seinen Augen. Es war keine Müdigkeit, er konnte sich nur nicht konzentrieren. Nein, müde war er noch nicht.

Es lag ein langer und merkwürdiger Tag hinter ihm. Und das nicht nur, weil die Mutter in dieser Woche Spätschicht hatte und ihm die Beaufsichtigung der jüngeren Geschwister übertragen worden war. Daran hatte er sich schon gewöhnt, denn seine Mutter hatte alle vier Wochen eine Woche Spätschicht und der Vater, der bei Wismar auf Montage war, weilte immer nur am Wochenende in der Wohnung. Mutter sagte lächelnd, er habe Nomadenblut in sich.

Nein, heute war es Peter vorgekommen, als höben ihn die Ereignisse aus dem Alltag heraus, obwohl es ein ganz normaler Montag war, der nicht einmal rasant begonnen hatte.

In der Biologiestunde begann es mit einer peinlichen Entdeckung. Peter stellte fest, daß er eine schriftliche Aufgabe nicht erledigt hatte. Es war ganz sicher keine Faulheit, denn Biologie war eins seiner Lieblingsfächer, und er gab eine ganze Menge Zeit – wenn er sie hatte – dafür her, die Biologieaufgaben mit Sorgfalt und Sauberkeit zu erledigen. Nun hatte er nichts getan. Und es war ihm sehr unangenehm. Er meldete sich und entschuldigte sich bei der Lehrerin, versprach, die Arbeiten bis zur nächsten Stunde nachzuliefern. Frau Lukranz nickte und sagte, es sei gut so, er möchte es so tun.

Als er sich wieder gesetzt hatte, zeigte ihm sein Freund Armin einen Vogel. „Warum haste dich denn alleine gemeldet, Mensch? Die Lukranzen hätte doch nischt gemerkt!"

Peter hatte nur mit den Schultern gezuckt und sich dann dem Unterrichtsgeschehen gewidmet. Freilich bemerkte er aus den Augenwinkeln heraus, daß ihn der Freund einige Male spöttisch und mißtrauisch beobachtet hatte.

Was sollte er Armin sagen? Daß er es als selbstverständlich empfand, ein Versäumnis einzugestehen? Das würde er sowieso nie akzeptieren. Armin war nämlich einer, der öfter mal was vergaß und der zudem noch so etwas wie einen Schutzengel hatte, jedenfalls: Erwischt worden war er noch nie.

Die beiden Freunde verstanden sich ansonsten prächtig, nur in dieser Frage gingen ihre Meinungen stets auseinander. Armin vertraute auf sein Glück, und davon schien er tatsächlich genug zu haben und er, Peter, hielt es mehr mit offenen, freimütigen Eingeständnissen. Wahrscheinlich auch, weil er so erzogen worden war. Es gab nichts, was ihm seine Mutter so oft gesagt hatte, wie den Satz, daß Aufrichtigkeit die wichtigste aller menschlichen Tugenden sei.

Nun gut. Doch die Ungereimtheiten dieses Montags waren damit nicht überstanden. Die zweite ereilte Peter beim Mittagessen.

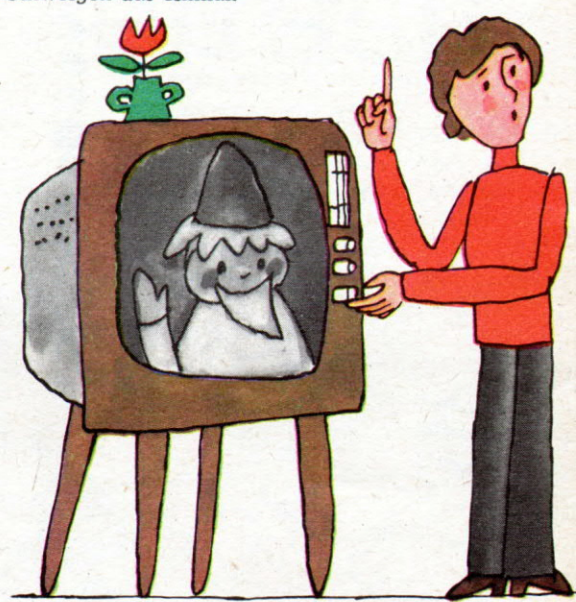
Es gab Nudeleintopf. Auch das noch! Nudeleintopf war so ziemlich das einzige Gericht, was er nicht ausstehen konnte. Wenn er Nudeln im Mund hatte, so schien es ihm immer, als müsse er aufgeweichte Bindfäden schlucken.

Er hatte also auf das Mittagessen verzichtet.

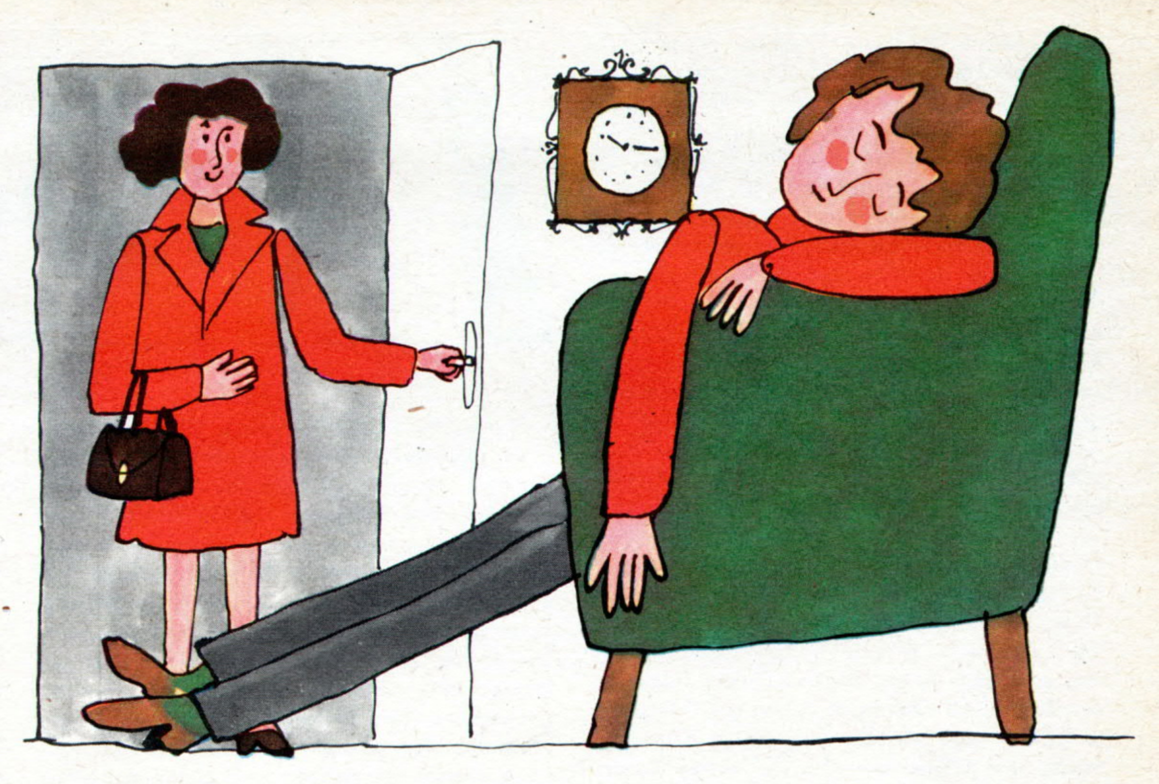
Gleich darauf die Versammlung. Karin, die Gruppenratsvorsitzende, hatte alle dazu aufgefordert. Also saßen sie nach Schulschluß wieder in ihrer Klasse und warteten auf Karins Offenbarungen.

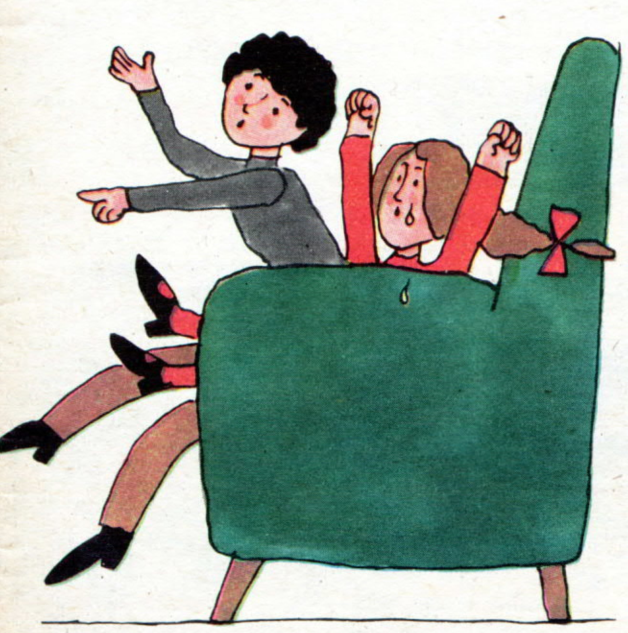
Karin begann damit, daß sie bald die Klasse verlassen werde, weil sie mit ihrer Mutter in einen anderen Stadtteil ziehe. Das gab gleich zu Beginn einigen Tumult. Was denn dann aus ihrer Funktion werde, fragten einige wie im Chor.

Deshalb habe sie ja alle zusammengetrommelt, gestand Karin ein. Sie müsse ihren Gruppenratsvorsitzenden niederlegen, jedenfalls in absehbarer Zeit. Ihre Mutter habe schon eine andere Schule ausfindig gemacht, in die sie später gehen werde. Dann fügte sie hinzu, und plötzlich hatten alle das Gefühl, als unterdrückte sie mit Gewalt ein Schluchzen, das ihr in der Kehle würgte, ihre Eltern seien geschieden worden. Sie bliebe bei der Mutter, und die habe eine andere Wohnung erhalten. Weit draußen jedenfalls. Betroffenes Schweigen auf einmal.



Sie schlage als neuen Vorsitzenden Peter Steffen vor, sagte Karin noch, und dann setzte sie sich.
Peter, als er spürte, daß alle ihn anstarrten, stotterte etwas von „noch überlegen" und „ich weiß nicht, warum ich ..."
Man hatte sich getrennt, ohne eine Entscheidung getroffen zu haben. Die sollte in einer Woche, also am nächsten Montag, fallen. Peter hatte sich nicht geweigert, obwohl er wußte, daß das noch einen zusätzlichen Aufgabenbereich bedeutete. Doch wenn er ehrlich sein sollte: Gerissen hätte er sich nie darum, Gruppenratsvorsitzender zu werden. Darüber wollte er in dieser Woche noch nachdenken.
Von drüben klang die altvertraute Melodie herüber. „Sandmann, lieber Sandmann, es ist noch nicht soweit ..."
Peter malte noch ein paar Zahlen auf das Papier. Die Nebenrechnung übertrug er von einem Schmierzettel auf das karierte Heft.
Hoffentlich hab' ich mich nicht total verhauen, dachte er, und ihm wurde klar, daß er eigentlich nur mit halbem Verstand bei den Mathematikaufgaben gesessen hatte.
Dann stand er auf und ging ins andere Zimmer. Als die Melodie verklungen war und der Sandmann sich mit einem handgewerkelten Hubschrauber für diesen Abend empfohlen hatte, schaltete Peter den Fernsehapparat kurzerhand aus.
Die beiden maulten eine Runde lang, doch dann trollten sie sich schließlich ins Kinderzimmer, in ihre Betten.
Peter ging wieder an seine Aufgaben. Deutsch und Russisch lagen noch vor ihm.
Zuerst vernahm er von nebenan die weinerliche Stimme Uwes. Er habe solchen schrecklichen Durst, und so könne er nie, niemals einschlafen. Peter ging in die Küche und brachte dem dürstenden Bruder einen Schluck Milch ans Bett. Für einen Verdurstenden war Uwe reichlich fidel, wie sich herausstellte, doch die Milch schlug er trotzdem nicht aus.
Als Peter wieder an seinen Aufgaben saß, hörte er von nebenan das Getöse eines schrecklichen Kampfes. Er wußte, daß die allabendliche Kissenschlacht tobte, die immer mit dem gleichen Ergebnis endete: zwei todmüden Kämpfern, die sich unter ihre Bettdecken zurückgezogen hatten, schließlich doch schlafend. Er saß wieder vor den Heften und kaute auf dem Füllfederhalter. Nebenan war Ruhe eingekehrt.





Armin war am Nachmittag erschienen. Er hatte an der Wohnungstür geklingelt, wie er es immer tat. Zweimal kurz, zweimal lang.
„Kommste mit?" hatte er gefragt. „Fußball, gegen die neunte."
Die neunte Schule war ihre Nachbarschule und ihr ständiger Rivale. Peter spielte gern Fußball, und er war ein begehrter Mittelfeldspieler.
„Mensch", versuchte Armin ihn zu begeistern, „du als Libero und ich als Mittelstürmer. Wir haun die in die Pfanne, daß sie nie wieder Sonne sehen."
Peter hatte den Kopf geschüttelt. „Geht nicht. Heute wirklich nicht. Meine Mutter hat Schicht. Den Rest kennst du ja."
Armin hatte ihn angestoßen. „Guck nur mal 'raus! Ein Himmel, wie 'n blankpolierter Emailleteller."
Peter war wirklich an die Gardine getreten und hatte herausgeblickt, als sehe er heute zum ersten Mal, daß draußen ein schöner Herbsttag war. Der Himmel stand hoch und klar, und weit drüben, zwischen ein paar Häusern, konnte Peter ein Stück des Fußballfeldes ausfindig machen, wohin Armin jetzt gleich eilen würde.
„Wirklich, ich würd' gern, aber heute ..."
Armin war gegangen.
Peter hatte, wie ihm aufgetragen worden war, Butter und Käse und Wurst eingekauft. Einkaufen tat er gern, die neue Kaufhalle war voller ulkiger, eiliger Leute, die nach den Regalen langten, als gebe es morgen nichts mehr.
Anschließend hatte er Uwe vom Kindergarten abgeholt. Martina kam gegen fünf Uhr aus dem Hort.
Peter hatte ihnen Stullen gemacht, und Uwe wollte natürlich wieder Pudding. Doch Pudding kochen war nicht Peters Welt. Dann schon lieber ein Spiegelei. Er hatte Eier gebraten, als es wieder klingelte.
Die Versicherungsfrau. Sie kam lächelnd und ging lächelnd. Zwischendurch hatte sie ihm Geld abgeknöpft und mehrere Marken in ein graues Heft geklebt.
Jetzt endlich hatte er Ruhe. Und doch war er nicht recht bei der Sache. Deutsch lag nun auch schon hinter ihm. Nun noch die russischen Vokabeln.
Ein vertrackter Tag! Vergessene Bioaufgaben, Nudeleintopf und die Aussicht auf den Gruppenrat, dann ein Fußballspiel ohne sein Dazutun und verwöhnte Gören, die Durst hatten und Appetit auf ausgefallene Sachen!
Er schaltete den Fernsehapparat ein. Blickte wieder auf die Uhr. Zehn vor acht. Montag gab's immer einen alten Film. Den sah er sich gewöhnlich bis zu Ende an. Manchmal blieb er auch noch etwas länger auf, dann gegen viertel Elf kam seine Mutter von der Schicht.
Bevor er sich zum Filmsehen hinsetzte, trat er noch einmal ans Fenster und blickte hinaus. Draußen lag der Abend. Vom Fußballplatz war jetzt in der Dunkelheit nichts mehr zu erkennen.
Doch drüben lagen die anderen Neubauten, ein Haus wie das nächste. Und die neue Straße dort unten, eingetaucht in grelles Licht aus den hohen Leuchtmasten.
Vom Himmel war wenig zu sehen. Sterne gab es wohl heute keine, oder sie kamen mit ihrem Licht nicht gegen die Neonleuchten auf der Straße an.
Himmel ist immer da, dachte Peter, nur die Sterne, die machen sich manchmal dünne.
Als seine Mutter ihn zwei Stunden später fand, lag er im Sessel und schlief.
„Komm", sagte sie, „rasch ins Bett." Und sie fuhr ihm zärtlich mit der Hand über das Haar.



Am Tage, als im Kreml-Palast von Moskau der XXV. Parteitag der KPdSU eröffnet wurde, fuhr plötzlich eine ganze Kolonne funkelnagelneuer Lastkraftwagen auf den Roten Platz, stellte sich in Reih und Glied auf. Die Fahrer stiegen aus den Kabinen und gingen direkt in den Kreml – denn es waren die Parteitagsdelegierten aus dem Lkw-Werk Kamas. Die Autos, die sie mitgebracht hatten, waren die ersten, die das Werk produziert hatte. Die Moskauer sahen sich die schmucken Laster an und freuten sich. Auf den Autos stand: KAMAS, die Abkürzung von „kamski awtomobilnij sawod" – Autowerk an der Kama. Die Autobauer des gerade fertiggestellten Lastwagenwerkes, des größten der Welt, hatten damit eine große Tat vollbracht, denn die KAMAS-Autos sind für die Sowjetunion sehr wichtig. Warum?

Die Sowjetunion ist das größte Land der Erde. Wollte man von seiner Grenze im Osten bis zu der im Westen laufen, brauchte man dafür 200 Tage. Aber nur, wenn man jeden Tag 50 km läuft. Das wäre eine große Strapaze! Deshalb gibt es ja auch Autos, Straßenbahnen, Flugzeuge und Schiffe, mit denen man reisen kann. In einem so großen Land wie der Sowjetunion liegen die Städte und Dörfer meistens viel weiter auseinander als bei uns. Nicht überallhin fährt die Eisenbahn. Und auch die Dampfer können nur dort fahren, wo Wasser ist. Aber Kohle zum Heizen, Mehl zum Brotbacken und das prima Moskauer Eis möchten die großen und kleinen Leute überall haben. Außerdem brauchen sie noch Möbel, Kühlschränke und Pelzmützen, Budjonny-Säbel zum Spielen und vieles andere. Und womit kann man das alles am besten transportieren? Na klar, mit einem großen Lastauto! Weil aber die Sowjetunion so riesengroß ist, dort außerdem 15mal soviel Menschen wohnen wie in der DDR, braucht man auch sehr viele Lkws. Dazu kommt noch, daß Industrie und Landwirtschaft immer mehr produzieren. Auch das muß transportiert werden. Denn es hat ja keinen Zweck, wenn in der Stadt viele schöne Farbfernseher und Schuhe herumstehen, und die Menschen in den Dörfern können nur Radio hören und müssen barfuß laufen. Genauso zwecklos wäre es, wenn die Kolchosbauern auf den Dörfern immer mehr Fleisch, Milch und Melonen produzieren, und die Städte bekämen das alles nicht.

Fragen wir den Computer

Also gut, sagte sich die sowjetische Regierung, die 22 großen Autowerke, die wir bis jetzt aufgebaut haben, sind zu klein geworden. Sie können beim besten Willen nicht mehr soviel Lkws bauen, wie wir brauchen. Wir bauen ein Autowerk, das allein soviel Autos herstellt, wie jetzt alle 22 zusammen. Es wurde also beschlossen, das größte Lkw-Werk der Welt zu bauen. Was brauchte man dazu? Zuerst einmal ein großes Stück Land, dann die nötigen Baubetriebe. Weiter Zement, Stahlträger, Steine und Bauholz, hunderttausend Bauarbeiter, massenhaft Maschinen, eine Eisenbahnlinie und einen Fluß zum Heranschaffen des Materials und zum Abtransport der fertigen Autos. Der Abtransport auf Flüssen ist ganz besonders billig, da ein großes Flußschiff viel weniger Treibstoff und Arbeitskräfte braucht, als wenn man jeden Lkw von einem Kraftfahrer an seinen Bestimmungsort bringen ließe. Schließlich brauchte man noch das wichtigste: 113 000 Arbeiter, Techniker und Ingenieure, die die Autos dann auch bauen. Wo aber sollten die vielen Arbeiter mit ihren Familien wohnen? So wurde beschlossen, zunächst die Stadt und dann das Werk zu bauen. Da konnten die Bauarbeiter sofort in die fertigen Häuser ziehen. Nur die ersten mußten vorübergehend bei den Einheimischen wohnen. Wenn Stadt und Werk einmal standen, könnten die Bauleute wieder wegziehen oder gleich dableiben und Autobauer werden. Als das alles bedacht war, mußte der Platz gefunden werden, wo Stadt und Werk stehen sollten. Siebzig verschiedene Orte wurden vorgeschlagen. Jeder von ihnen hatte seine Vorzüge. Aber gesucht war der, der möglichst alle Vorzüge in sich vereinte, außerdem nicht weit weg war von Stahl- und Gummifabriken. Ein Computer erhielt die Aufgabe, den künftigen Standort genau zu berechnen, da selbst die klügsten Leute sehr lange dazu gebraucht hätten. Man fütterte ihn also mit allen verlangten Eigenschaften, allen in Frage kommenden 70 Ortschaften. Es surrte und klickte ein Weilchen, und dann kam die Antwort: Nabereshnije Tschelny.

Die Planer stürzten zur Landkarte. Aha, ein kleines Städtchen in der Tatarischen Autonomen Sowjetrepublik, direkt an der Kama, einem großen Fluß, der in einen noch viel größeren mündet: in Mütterchen Wolga. Nabereshnije Tschelny, das heißt Nachen (Kähne) am Ufer!

Was ist hier die wichtigste Arbeit?

Dann begann der gewaltige Aufbau. Das war 1970. Aus allen Ecken und Enden der Sowjetunion kamen die Komsomolzen auf die Großbaustelle in der Tatarensteppe. Denn das Autowerk wurde Komsomolobjekt. In der Sowjetunion sind die größten Bauvorhaben immer Komsomolobjekte, wie auch jetzt die BAM. Das größte Autowerk der Welt bauen – ja, das war was! Da wollte jeder dabeisein! Natürlich wollten alle gleich am wichtigsten mitbauen, am Autowerk. – Auch Sanja Perjakow und Viktor Schakunow wollten das. Als sie ankamen, waren sie erst einmal enttäuscht. Nicht mal in Zelten sollten sie wohnen, wie zum Beispiel die ersten Bauleute früherer Großbaustellen, sondern in einem gemütlichen Holzhaus bei Kolchosbauern oder in einer Baracke! Noch



in der Tataren-steppe

```
114483 vjw dd
7579 jwmos su

guten tag, hier ist jw-buero moskau
wir haben ein fs fuer redaktion ''froesi'', bitte schreiben
sie uns an +++
```

Lothar Winkler

schlimmer wurde es, als sie sich im Personalbüro meldeten. „Was ist hier die wichtigste Arbeit?" fragten sie. „Wohnungen", sagte der Kaderleiter. Sie wechselten einen langen Blick und seufzten. „Und was ist das allerwichtigste?" „Also gut, Jungs", sagte da der Kaderleiter, „ihr werdet Straßen bauen, die Adern des ganzen Objektes." „Einverstanden", meinten die beiden, „das hört sich schon anders an!" Sanja und Viktor wurden zwei ausgezeichnete Straßenbauer, Viktor nach einer Weile sogar Brigadeleiter.

Alles geschah genauso, wie es Partei und Regierung in Moskau beschlossen hatte: Zuerst wurde mit dem Bau der Stadt begonnen. Und als dort die ersten Hochhäuser fertig waren, zogen schon diejenigen ein, die das Werk bauen sollten. Am Anfang sah es ziemlich komisch aus, als mitten in der Steppe plötzlich 12- oder 20stöckige Hochhäuser standen. Aber jetzt ist die Stadt schon fertig. Und wenn heute einer sagt: „Ich fahre nach Nabereshnije Tschelny!", dann denkt schon keiner mehr daran, daß das früher ein größeres Dorf war. Im „Geographisch-statistischen Wörterbuch des russischen Reiches" von 1888 stand über dieses Fleckchen folgendes: „720 Einwohner, 136 Höfe, eine Kirche, eine Schule, 18 Läden. Jeden Freitag Basar. Anlegestelle an der Kama, Beschäftigung der Einwohner: Bauern, Treidler, Arbeiter an der Anlegestelle." Ohne Sowjetmacht wäre das sicher so ein Dorf geblieben. Heute wohnen in Nabereshnije Tschelny 250 000 Menschen, das sind etwa soviel, wie in Halle leben. Im Autowerk arbeiten davon 113 000. Und wenn sich erst die Maschinen und Fließbänder gut eingelaufen haben, werden sie in jedem Jahr 150 000 Lkws in 13 verschiedenen Ausführungen bauen. Jedes Auto kann mindestens acht, viele sogar zwanzig Tonnen transportieren. Es ist so stabil konstruiert, daß es 8000 Stunden lang ohne Generalreparatur über die Straßen brummen kann. Jede der zum Werk gehörenden Hallen, es sind sechs, ist so groß wie ein paar Fußballfelder. Als ich während des Aufbaus einmal dort war, fuhren wir mit Bussen durch die Werkhallen. Zu Fuß hätte die Besichtigung tagelang gedauert. In der ersten Halle befindet sich die Gießerei, in der nächsten die Schmiede, dann kommt das Pressenwerk, danach das Motorenwerk, schließlich das Reparaturwerk. Allein die Gießerei ist wieder einmal die größte Autoteilgießerei der Welt.

Die Halle, in der das Hauptmontageband steht, ist über einen Kilometer lang. Jede Maschine ist die jeweils beste ihrer Art. Das Motorenwerk hat seine Ausrüstung aus 40 Ländern. Das alles war natürlich sehr teuer: 4 Milliarden Rubel. Aber der jährliche Nutzen beträgt 700 Millionen Rubel. Wenn also das Werk einige Jahre Autos geliefert hat, macht es sich bezahlt. Da in KAMAS die teuersten und modernsten Maschinen der Welt stehen, die außerdem elektronisch gesteuert werden, müssen die Werksangehörigen auch eine sehr hohe Bildung besitzen. Viele von ihnen haben deshalb die Hoch- oder Fachschule besucht.

„Nachen am Ufer" ist heute schon eine schöne Stadt. Mit vielen Geschäften, einem gläsernen Kulturpalast, schönen Sportplätzen, Schulen und Kindergärten. Aber sie wird noch schöner. Wenn erst der Staudamm für das Wasserkraftwerk fertig ist, steigt der Stausee fast bis auf die Höhe der ersten Wohnhäuser. Der Strand liegt vor der Tür! Im Stausee kann man dann nach Herzenslust baden und angeln. Darauf freuen sich die Kinder der Autostadt schon besonders.



Zeichnung: Adelhelm Dietzel

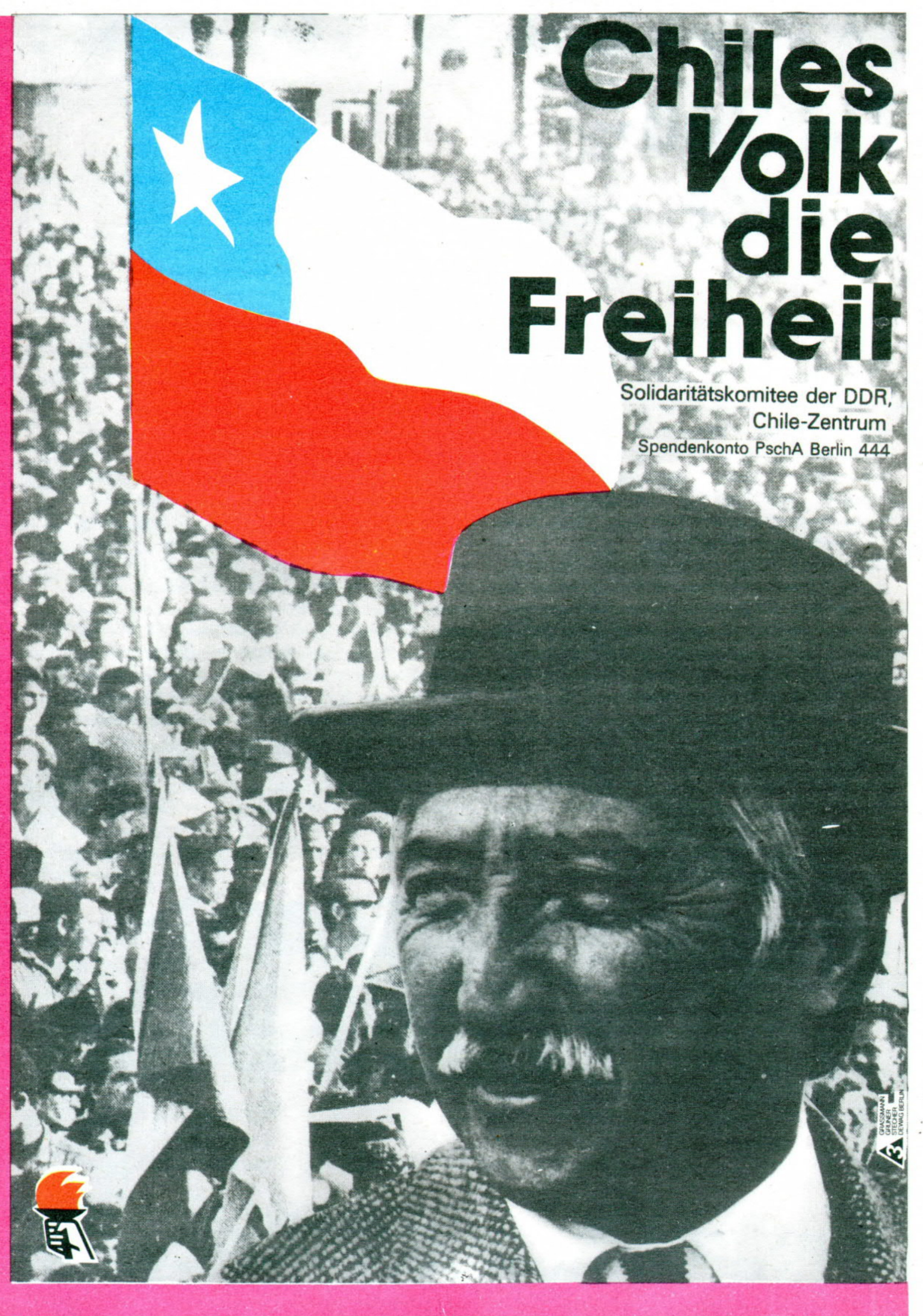
Zum 60. Geburtstag für Luis Corvalán

Sie treten die Rechte des
Volkes mit Füßen,
sie legen die Besten
in Ketten!
Wir sind bei den Freunden,
sie sind nicht allein,
gemeinsamer Kampf
wird sie retten.
Bedenk es genau, auch
auf d i c h kommt es an!
Rettet Luis Corvalán!

Wir denken an Juan,
an Pedro, José,
sie müssen dem Terror
entkommen!
Vergeßt nicht die Tage,
als wir in Berlin
ihre Rufe nach Freiheit
vernommen!
Bedenkt es genau, auf
e u c h kommt es an!
Rettet Luis Corvalán!

Denkt an den Tag,
als Angela frei
und Gast war in unserem
Staat.
Auch dort waren wir
Pioniere dabei
mit Lied und gemeinsamer
Tat!
Seid euch bewußt:
Auf u n s a l l e kommt es an!
Freiheit für Luis Corvalán!

Einsendung zum Literaturwettbewerb der Pionierorganisation „Ernst Thälmann".



Die Sonne soll scheinen für Luis Corvalán

Seit mehr als 1000 Tagen halten die Pinochet-Faschisten den Generalsekretär der Kommunistischen Partei Chiles, Genossen Luis Corvalán, wie viele andere chilenische Patrioten in einem Konzentrationslager gefangen. Das Leben dieser Menschen, das Leben des Genossen Luis Corvalán ist in großer Gefahr. Helft durch eure Solidarität!
Am 14. September 1976 hat Genosse Luis Corvalán Geburtstag. Er wird 60 Jahre alt. Er soll von allen Jung- und Thälmannpionieren Grüße erhalten. Und es sollen besondere Solidaritätsbeweise sein. Malt auf eine Postkarte eine Sonne, schreibt dazu euren Geburtstagsgruß. Berichtet Genossen Corvalán von eurer Solidarität. Bereitet ihm Geburtstagsfreude. Sagt ihm, daß ihr seine Freiheit und die seiner Genossen fordert.

Die Karten werden gerichtet an:

Senator
Luis Corvalán
Tres Alamos
Calle Departamental
Santiago de Chile
Chile

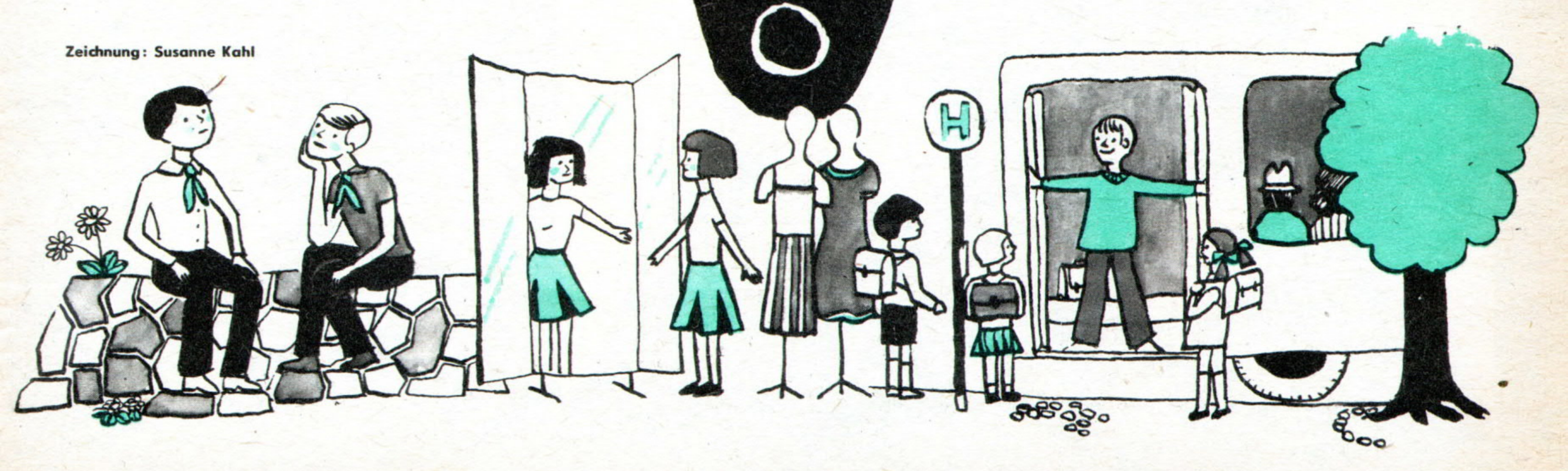
Bitte auf die Postkarten Briefmarken im Werte von 0,65 M kleben (Luftpost).

Der große Zeiger

Noch ist Zeit, viel Zeit. Fast eine halbe Stunde. Das sieht man an der Schloßturmuhr. Und auch auf der Armbanduhr. Beide sind sich einig. Uhreinig.
Noch nicht einmal halb drei. Und erst um drei werden alle da sein. Dann geht Hilbert nach vorn. Er tritt vor den Lehrertisch und wendet den Gästen den Rücken zu. Und dann wird er sagen: „Ich begrüße alle zu unserer Gruppenratswahl!"
Wie im vergangenen Jahr wird alles sein und wie im vorvergangenen. Nur, daß sie ein bißchen älter sind. Und auch größer natürlich. Und daß die Augenbrauen bei Marlis noch schmaler und schwärzer geworden sind. Früher waren sie mal bald weiß. Na ja, zwei Jahre sind schon ein Unterschied. Ein ganz schöner schon.
Kann sein, daß daran gerade Ottmar und Matti so denken. Beide sitzen da am Schulzaun. Auf der kleinen Steinmauer für den Schulsteingarten. Sie haben den Plattenspieler hergebracht. Für nachher. Und nun warten sie, daß es drei wird.
Ottmar bricht einen kleinen Stock entzwei. Und der kleine Knacks ist alles, was zwischen ihnen fällt. So schweigen sie sich zusammen.
Aber als der große Zeiger an der Schloßturmuhr seinen tiefsten Punkt erreicht hat, gibt Ottmar sich einen kleinen Ruck von innen her. Und er sagt: „So wird es nachher auch sein, so still."
Er will schon wieder tief ins Schweigen fallen, als Matti den Kopf hebt. Er guckt ein Weilchen auf die Schloßturmuhr, sieht die Sonne auf dem vergoldeten großen Zeiger funkeln und sagt etwas ganz Ungewöhnliches: „Manchmal", sagt er, „möchte ich der große Uhrzeiger an der Schloßturmuhr sein."
„Der große Zeiger?" fragt Ottmar ihn. „Der große Zeiger?" „Ja, der!" sagt Matti sehr bestimmt. „Nämlich, weil der so hoch da oben ist und soviel sieht von da."
„Ach so!" sagt Ottmar und guckt nun auch zum Turm.
„Und wenn ich der große Zeiger wäre und soviel sehen könnte, dann würde ich nachher reden", sagt Matti. „Als großer Zeiger könnt' ich manches zeigen. Glaub mir."
„Und was?" fragt Ottmar.
Matti ist ein Weilchen still, als müßte er erst einmal ordnen, was er dann zeigen würde.
„Was ich so von da oben seh', als großer Zeiger", beginnt er dann. „Daß zum Beispiel Olaf immer gar nicht die besten Einfälle hat. Er paßt nur auf, was andere sagen. Und dann reißt er den Einfall an sich und sagt ihn ganz laut. Und so denken alle, er kommt von ihm. Ist aber nicht so. Und weil die meisten wissen, daß er immer gleich grob wird, sagen sie nichts ...
Oder, daß Tina gar nicht krank war an den zwei Tagen. Sie ist durch die Kaufhäuser gebummelt und hat allerlei Sachen probiert vor dem Spiegel. Und die Entschuldigung hat sie selbst getippt auf der Maschine, und die Unterschrift durchgedrückt ...
Daß Evelin auch gern mitmachen möchte beim Kabarett und sogar selbst was dafür geschrieben hat, sich aber nicht traut ...
Daß Detlef, unser bester Sprinter, mit drei Medaillen und sieben Urkunden, manchmal die Kleinen nicht in den Bus einsteigen läßt und sie auf den nächsten warten müssen. Und wenn es ihm gefällt, hindert er sie wieder am Einsteigen ...
Daß es besser wäre, Rüdiger käme in den Gruppenrat. Er war im Ferienlager ganz anders, viel kritischer zu sich und den anderen. Und er hat zu dem gehalten, was er gesagt hat, nicht so wie Fred ..."
„Und das würdest du sehen und sagen als großer Zeiger?" Ottmar wirft weg, was noch vom kleinen Stock geblieben ist und sieht Matti an.
„Würde ich als großer Zeiger", sagt Matti und sieht Ottmar an. Dann blicken beide auf die Schloßturmuhr, wo der große Zeiger nun langsam auf die Zwölf zuklettert.
Und Ottmar sagt, als rede er mit sich allein: „Ob wir überhaupt den großen Zeiger dazu brauchten?"

Eckhard Rösler

Zeichnung: Susanne Kahl



IM AUS



In der Bundesrepublik Deutschland leben 953 000 Kinder ausländischer Arbeiter

Wenn der Ball über die Linie geschossen wird, die das Spielfeld begrenzt, ist er im Aus. Und das Spiel ist nun unterbrochen, geht nicht weiter auf dem Feld. Denn das Aus ist nicht mehr das Feld. Und wer im Aus ist, der ist nicht auf dem Spielfeld. Wer im Aus bleibt, der spielt auch nicht mit. Und in so einem Aus leben fast eine Million Kinder von ausländischen Arbeitern in der Bundesrepublik Deutschland. Ihre Eltern, deren Heimat Griechenland, die Türkei, Spanien oder Nordafrika ist, sind in die Bundesrepublik gekommen, weil sie hofften, sich ein bißchen Glück zu erarbeiten. Sie haben Verträge unterschrieben und erst später gemerkt, daß sie verraten und betrogen wurden, die Unternehmer an ihnen doppelt und dreifach verdienen. Sie haben Freunde verlassen und treffen täglich auf Gleichgültigkeit, Kälte und Böswilligkeit. Sie sind für viele Bundesdeutsche „der letzte Dreck" und gerade „gut genug", Straßen zu fegen, Müll zu transportieren, Straßen zu bauen, in Gruben zu schuften. Das bundesdeutsche Magazin „Stern" schreibt dazu: „... Sie dürfen nicht wohnen, wo und wie sie wollen, nicht arbeiten, wo und was sie möchten, nicht bleiben, so lange es ihnen paßt..."

Aber sie nehmen das oft in Kauf, weil sie immer noch mehr verdienen als zu Hause. Und sie hoffen, daß sie ihren Kindern ein besseres Leben erschuften können.

Dieses Leben, von dem sie träumen, wird es nicht geben. Der „Stern" selbst schreibt, daß diese Kinder in der Bundesrepublik keine Zukunft haben.

Sie leben im Aus.

Und niemand kam

Alyies Eltern sind Türken. Ihre Brüder sind Türken, und auch Alyie ist Türkin. Alyie ist zehn Jahre alt, und sie ist sehr hübsch. Niemand hält sie auf den ersten Blick für ein türkisches Mädchen. Denn sie ist, wie alle Kinder in der Straße, spricht sogar deutschen Dialekt. Und zuerst ist auch alles in Ordnung. Doch wenn sie ihren Namen sagt, gukken die ersten Kinder mißtrauisch. Und dann sehen sie vielleicht die kleine Narbe am rechten Unterarm. Die ist von der Pockenimpfung, weil die türkischen Kinder in den Unterarm geimpft werden. Und dann geht es los. Alyie wird geschubst. Man tritt sie und reißt in den Haaren. Und Rufe wie „Kümmeltürke" oder „Kanacke" und „Du hast Läuse, Läuse, Läuse" kommen von allen Seiten. Alyie ist ausgestoßen, weil sie ein türkisches Mädchen ist. Sie möchte so gern eine deutsche Freundin haben. Doch niemand will sie. So kann sie nur mit türkischen Kindern spielen, denen es ebenso ergeht. Oder mit Kindern aus Griechenland, Spanien oder Nordafrika. Denn sie alle leben ja im gleichen Aus. Und das beginnt schon damit, daß bei der Geburt doppelt soviel Säuglinge von ausländischen Eltern sterben als von deutschen Eltern. Denn schon für die ausländischen Säuglinge sind die Lebensbedingungen weitaus schlechter.

Alyie hat versucht, aus diesem Aus herauszukommen. Sie hat ihre Eltern gebeten und gebettelt: „Laßt mich meinen Geburtstag feiern wie die deutschen Kinder. Laßt mich deutsche Mädchen aus meiner Klasse einladen."

Sie hat gewartet, als es soweit war, hat immer wieder auf die Uhr geguckt, ist auf die Straße gerannt. Aber niemand kam. Die Mädchen, die sie eingeladen hatte, machten eine Dampferfahrt.

Alyie macht mit größter Sorgfalt ihre Hausaufgaben. Sie will lernen, will so gern Ärztin werden. Und Deutsch ist ihr Lieblingsfach.

Aber Alyie erhält für ihre guten Leistungen keine Zensuren wie die anderen Kinder in der Klasse. Ihre Lehrerin findet Alyies Arbeiten unzensierbar. Und als Alyie bat, in der Klasse an einem Tisch mit deutschen Kindern sitzen zu dürfen, wurde sie abgewiesen. „Du bist Türkin, und da kannst du eben nur bei türkischen Kindern sitzen."

Nein, es ist ihr nicht gelungen, aus diesem Aus herauszukommen.

Ohne Zukunft

Wie schrieb doch der „Stern"?

Daß diese 953 000 Kinder von ausländischen Arbeitern in der Bundesrepublik Deutschland keine Zukunft finden werden.

Nur etwa dreiviertel der in der Bundesrepublik lebenden ausländischen Kinder im Schüleralter besuchen eine Schule. Nur ein geringer Teil ausländischer Lehrer ist für diesen Unterricht ausgebildet. Viele erhielten in der Bundesrepublik keinen Einblick in Schulgesetz und Lehrplan. Und deutsche Lehrer wurden nicht auf die ausländischen Kinder vorbereitet. Im „Stern" dazu: „... Das Chaos an den Schulen wurde komplett durch fehlende Räumlichkeiten, zu wenig oder ungeeignete Lehrmittel, mangelhafte Koordination zwischen Übergangs- und Regelklassen, vor allem aber durch Pädagogen, die ihrem Auftrag hilflos gegenüberstanden... So mußten und müssen die Gastarbeiterkinder die deutsche Sprache aus Wilhelm Buschs Versen lernen..."

Nur ein Prozent dieser Kinder konnte bisher eine Realschule oder ein Gymnasium besuchen. Nur zwei Prozent der Kinder ausländischer Arbeiter bekamen einen Ausbildungsvertrag.

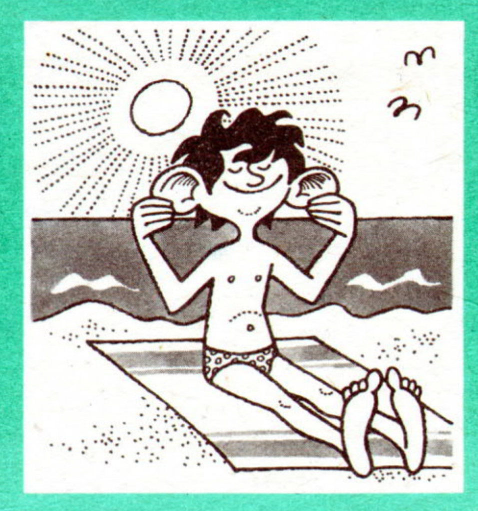
Die Bundesrepublik kann ihnen keine Zukunft bieten. Sie hat nur das Aus.

Türkische Kinder in der BRD – die Wohnung ist alt und klein, kostet fast 400,- DM Miete

Foto: ZB

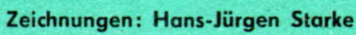








„Die ‚Frösi' und die ‚Trommel' lasse ich mir immer ins Lager nachschicken!"



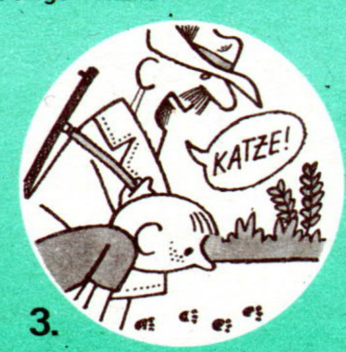
Zeichnungen: Hans-Jürgen Starke



1.



2.



3.



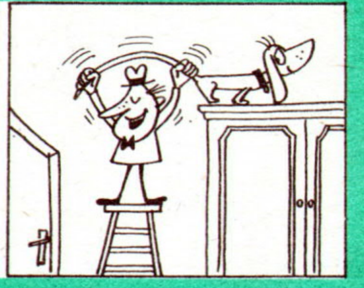
4.

Ali und Archibald von Horst Alisch









Geld gespart





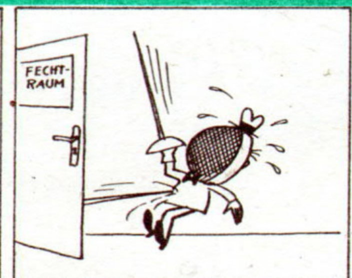


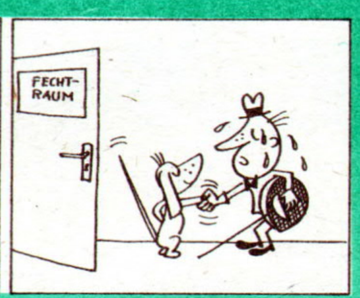


Nach Maß



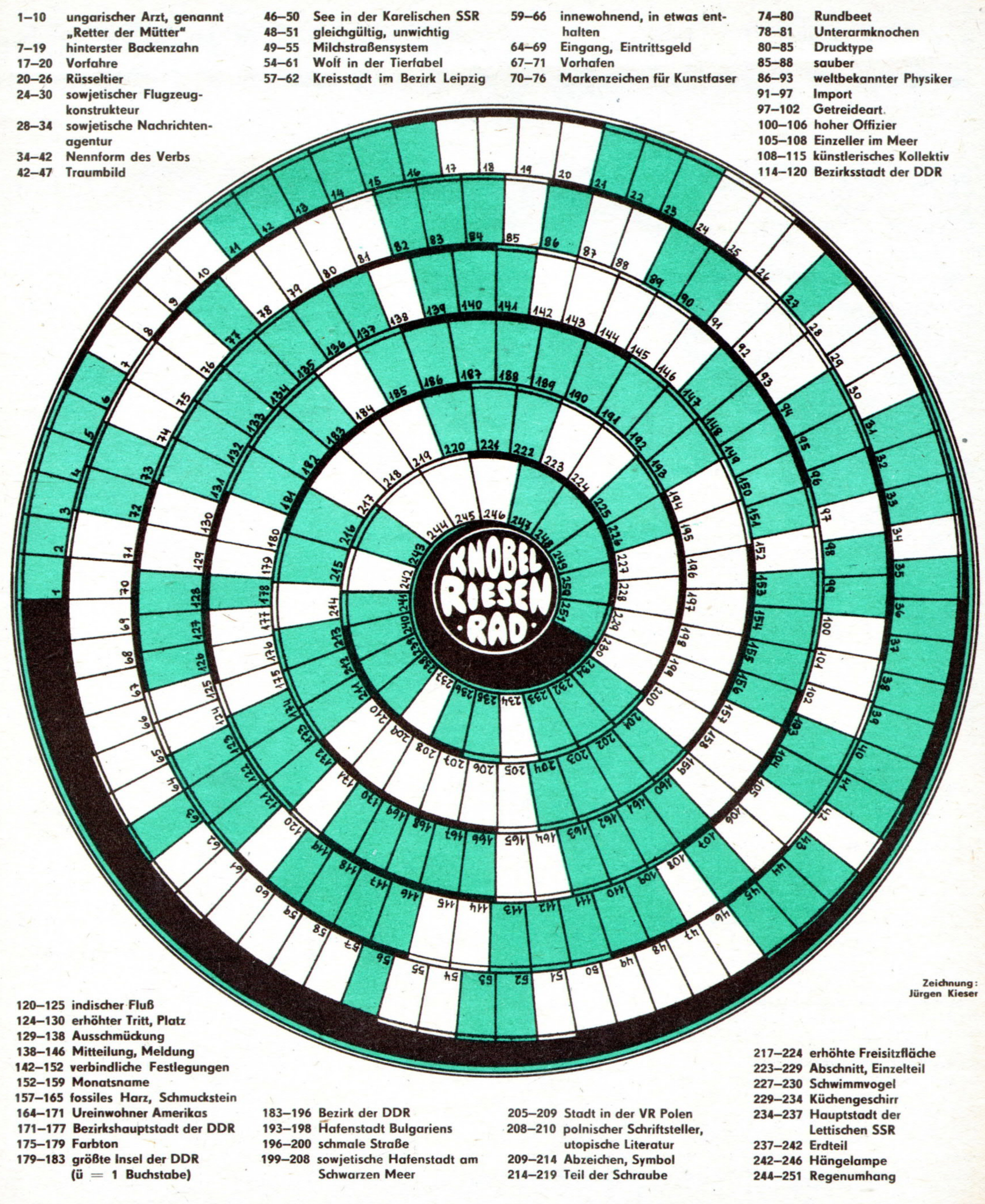






Turniererfolg

1–10 ungarischer Arzt, genannt „Retter der Mütter"
7–19 hinterster Backenzahn
17–20 Vorfahre
20–26 Rüsseltier
24–30 sowjetischer Flugzeugkonstrukteur
28–34 sowjetische Nachrichtenagentur
34–42 Nennform des Verbs
42–47 Traumbild
46–50 See in der Karelischen SSR
48–51 gleichgültig, unwichtig
49–55 Milchstraßensystem
54–61 Wolf in der Tierfabel
57–62 Kreisstadt im Bezirk Leipzig
59–66 innewohnend, in etwas enthalten
64–69 Eingang, Eintrittsgeld
67–71 Vorhafen
70–76 Markenzeichen für Kunstfaser
74–80 Rundbeet
78–81 Unterarmknochen
80–85 Drucktype
85–88 sauber
86–93 weltbekannter Physiker
91–97 Import
97–102 Getreideart
100–106 hoher Offizier
105–108 Einzeller im Meer
108–115 künstlerisches Kollektiv
114–120 Bezirksstadt der DDR



Zeichnung: Jürgen Kieser

120–125 indischer Fluß
124–130 erhöhter Tritt, Platz
129–138 Ausschmückung
138–146 Mitteilung, Meldung
142–152 verbindliche Festlegungen
152–159 Monatsname
157–165 fossiles Harz, Schmuckstein
164–171 Ureinwohner Amerikas
171–177 Bezirkshauptstadt der DDR
175–179 Farbton
179–183 größte Insel der DDR (ü = 1 Buchstabe)
183–196 Bezirk der DDR
193–198 Hafenstadt Bulgariens
196–200 schmale Straße
199–208 sowjetische Hafenstadt am Schwarzen Meer
205–209 Stadt in der VR Polen
208–210 polnischer Schriftsteller, utopische Literatur
209–214 Abzeichen, Symbol
214–219 Teil der Schraube
217–224 erhöhte Freisitzfläche
223–229 Abschnitt, Einzelteil
227–230 Schwimmvogel
229–234 Küchengeschirr
234–237 Hauptstadt der Lettischen SSR
237–242 Erdteil
242–246 Hängelampe
244–251 Regenumhang

Das „Frösi"-Planetarium

In welcher Stellung befindet sich der bekannte „Große Wagen" Ende Oktober um 19.00 Uhr?

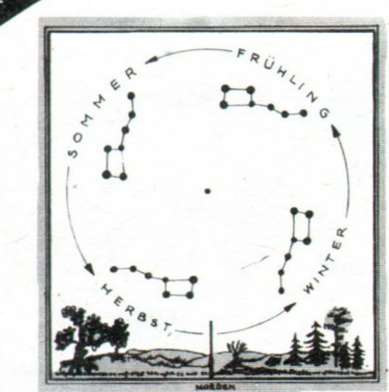


Abb. 1 Stellung des Großen Wagens in den einzelnen Jahreszeiten

Manch einer hatte schon den Wunsch, mehr über die Namen der Sterne und über die Bewegung am Himmel zu erfahren. Wie oft hört man aber die Meinung: „Wie soll man sich da auskennen bei dem Durcheinander der vielen tausend oder gar Millionen Sterne?" Doch hier wollen wir erst einmal etwas richtigstellen:

1. Mit bloßem Auge – also ohne Fernrohr oder Feldstecher – können wir höchstens 5000 Sterne am gesamten Himmel sehen. Über dem Horizont ist jeweils nur die Hälfte der Sterne, etwa 2500. In den Städten mit dem vielen Licht sehen wir aber weitaus weniger Sterne.
2. Von einem heillosen Durcheinander können wir auch nicht sprechen. Es gibt eine Reihe hellerer Sterne, die untereinander bestimmte geometrische Figuren (Vierecke, Dreiecke usw.) ergeben. Außerdem haben wir die Hilfe der Sternbilder, mit denen wir uns am Himmel recht gut zurechtfinden können.
3. Zudem führt der gesamte Himmel eine Drehbewegung durch, die durch die Drehung unserer Erde um die eigene Achse (Rotation) verursacht wird. In Kreisen und Bögen wandern die Sterne des Nachts scheinbar über den Himmel. Kennt man diese Bewegungen, hat man schon viel erreicht.

Für die Menschen vor 3000 bis 4000 Jahren war der gestirnte Himmel mit Menschen, Göttergestalten, Tieren und Gegenständen belebt. Ein gewaltiges Bilder- und Sagenbuch der Völker erschien allabendlich am Himmel. Von diesem Bilderbuch sind die Namen der Sternbilder übriggeblieben. Sie sind uns eine große Hilfe, um uns am Himmel zurechtzufinden. 88 Sternbilder überziehen den Himmel, in Mitteleuropa können wir aber nur 56 davon sehen.

Vielleicht sind euch schon einige Sternbilder – wenigstens dem Namen nach – bekannt. Wer kennt nicht den „Großen Wagen", ein Sternbild, das sehr leicht zu finden ist und das auch stets den Anfang für das Zurechtfinden am nächtlichen Himmel sein sollte. Bei vielen aber ist der Wunsch entstanden, mehr Sterne und Sternbilder zu kennen und vor allem aber auch die Veränderungen, die sich am Himmel im Laufe einer Nacht und im Laufe eines Jahres vollziehen.

Gerade diese Veränderungen machen den Sternhimmel interessant und abwechslungsreich: Im Laufe der Nacht verändern sich die Stellungen der Sternbilder, aber auch im Laufe des Jahres. So sehen wir im Winter ganz andere Sternbilder als im Sommer, und mit Recht können wir von „Wintersternbildern" oder „Sommersternbildern" sprechen. „Frösi" möchte euch mit dem „Frösi"-Planetarium eine Hilfe in die Hand geben, das euch diese Fragen beantwortet und womit ihr den Sternhimmel zu jeder Zeit einstellen könnt.

Orion auf der Drehscheibe

Da man mit einem Blick sowieso nicht den ganzen Himmel auf einmal überblicken kann, besteht die Sternkarte aus zwei Teilen:

Blickrichtung Nord und
Blickrichtung Süd

In kürzester Zeit habt ihr das „Frösi"-Planetarium eingestellt, um die verschiedensten Fragen beantworten zu können, wie z. B.:

Wann geht Anfang Januar der hellste Stern des Himmels, Sirius, auf?
Kann man im Juni am Abend das Sternbild Orion sehen?

Bastelt das „Frösi"-Planetarium

Das Planetarium besteht aus folgenden Teilen:

1. Mittelplatte (siehe Schnittmuster)
2. Deckmaske Blickrichtung Nord
3. Deckmaske Blickrichtung Süd
4. Zweiseitige Sternkarte

Zuerst paust ihr das auf diesen Seiten rot gedruckte Schnittmuster auf eine stärkere Pappe auf und schneidet dann die Mittelplatte sauber aus. Die Platte hat am Ende nur die Form der roten Fläche. Diese Platte legt ihr in das aufgeklappte Planetarium paßgerecht mit der Öffnung zur Uhrzeit ein und klebt eine Seite fest. Jetzt legt ihr die runde Sternkarte ein.

Beim Einlegen der Sternkarte ist darauf zu achten, daß die Sternkarten nicht vertauscht werden. Die Sternkarte für die Blickrichtung Nord enthält den „Großen Wagen" mit dem Polarstern, die Sternkarte für die Blickrichtung Süd hat in der Mitte einen Kreis. Probiert durch Drehen, ob sich die Sternkarte leicht bewegen läßt. Seid ihr mit der Drehbewegung zufrieden, klebt die zweite Deckmaske auf die Mittelplatte.

Nach dem Kleben preßt ihr die Vorrichtung, laßt sie 1 bis 2 Stunden trocknen. Zum Kleben eignet sich sehr gut der Ligament-Büroleim, aber auch Duosan oder Fotoklebstoff.

An einigen Beispielen wollen wir euch zeigen, wie euer „Frösi"-Planetarium arbeitet und was ihr damit alles ablesen könnt:

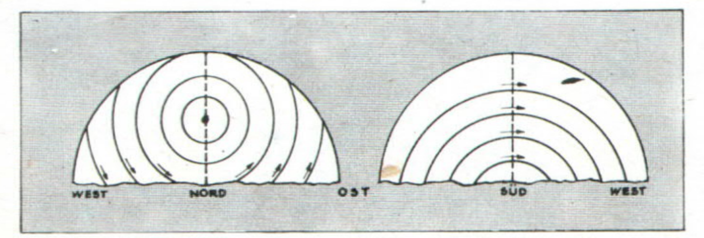
Zuvor ein wichtiger Hinweis für die Orientierung am Sternhimmel:

Mit der Orientierung beginne man immer im Norden und suche den „Großen Wagen" (Großer Bär) auf.

Wollt ihr wissen, wie am 1. Oktober um 19.00 Uhr der Sternhimmel im Norden aussieht, so dreht die Sternkarte (Blickrichtung Nord) so lange, bis die Bezeichnung „19 Uhr" auf den 1. Oktober (Grenze zwischen September und Oktober) zu stehen kommt.

Der „Große Wagen" befindet sich über Nordwest schon ziemlich tief – seine tiefste Stellung erreicht er erst gegen 22.00 Uhr. Über Nordost ganz tief noch ein heller Stern: „Kapella" im Sternbild „Fuhrmann". Darüber ein Sternbild, das einem W ähnelt, die „Kassiopeia". Hoch über uns, fast im Zenit, ein heller Stern: „Wega in der Leier". Den Mittelpunkt bildet der Polarstern oder Nordstern, der immer über Norden steht. Wir finden den Polarstern, indem wir die beiden hinteren Sterne des „Großen Wagens" um das Fünffache verlängern. Der gesamte Himmel dreht sich scheinbar um diesen Stern – auf diesen Punkt zeigt die Verlängerung unserer Erdachse (Südpol–Nordpol). Die Drehbewegung des Himmels entsteht natürlich

Abb. 2
Die scheinbare Bewegung des Sternhimmels in Blickrichtung Nord bzw. Blickrichtung Süd



Wann stehen im Süden	18 Uhr	19 Uhr	20 Uhr	21 Uhr	22 Uhr
Orion	Mitte März	Anfang März	Mitte Februar	Anfang Februar	Mitte Januar
Löwe	Nicht sichtbar wegen der Tageshelligkeit			Mitte April	Anfang April
Deneb – Wega – Atair (Sommer-Herbst-Dreieck)	Ende Oktober	Anfang Oktober	Ende Sept.	Anfang Sept.	Ende August

durch die Drehbewegung der Erde um die eigene Achse (Rotation) und ist gewissermaßen eine Täuschung. Früher vermochten die Menschen dies nicht zu unterscheiden, erst Nikolaus Kopernikus hat im 16. Jahrhundert dafür den Beweis erbracht.
Wir nannten bei unserem Beispiel nur die Sternbilder mit helleren Sternen. Daneben gibt es noch zahlreiche schwächere Sterne, die die Sternbilder „Drache", „Cepheus" und den „Kleinen Wagen" (Kleiner Bär) ergeben. Der Astronom teilt die Helligkeiten der Sterne in Klassen ein: Die hellsten bekommen die 1, die gerade noch sichtbaren die 5 bzw. 6. So hat der Polarstern die Helligkeit 2, „Kapella" ist sogar heller als 1.

Wega in der Leier

Nun wollen wir uns der anderen Sternkarte zuwenden und betrachten deshalb die Blickrichtung Süd.
Auch hier befindet sich die Bezeichnung „19 Uhr" beim 1. Oktober. Wichtig ist es auch, daß ihr euch über die Himmelsrichtungen im klaren seid: Im Norden war Westen links und Osten rechts. Hier ist Osten links und Westen rechts.
Hoch im Süden bemerkt ihr drei helle Sterne, die ein großes Dreieck bilden. Es ist das Sommer-Herbst-Dreieck und ist – wie der Name sagt – nur im Sommer und Herbst am Abendhimmel zu sehen. Das Dreieck setzt sich aus „Deneb im Schwan", „Wega in der Leier" und „Atair (ai getrennt sprechen) im Adler" zusammen. Schon ziemlich tief im Westen ein heller, rötlich-gelber Stern: „Arktur im Bootes" (Bärenhüter). Dieser Stern ist leicht zu finden, man braucht nur die Deichsel des „Großen Wagens" zu verlängern. Links vom Bootes befindet sich ein zierlicher Halbkreis, die „Nördliche Krone". Im östlichen Teil des Himmels gibt es wenig hellere Sterne. Ganz tief im Nordosten bemerken wir den „Perseus" und die „Andromeda" mit dem bekannten Andromedanebel.
Wird jetzt der Sternhimmel gedreht, bemerkt ihr, wie im Osten immer neue Sternbilder emporkommen – in Bögen über den Himmel wandern und im Westen untergehen. Im Süden erreichen die Sterne die höchste Stellung, ähnlich wie bei einem Berg erreichen sie ihren Gipfel. Denkt euch vom Südpunkt zum Zenit (Punkt über uns) eine Verbindungslinie, so habt ihr die Mittagslinie, wo sich die Sonne täglich um 12.00 Uhr befindet.

Auf der Sternkarte, Blickrichtung Süd, befindet sich der Himmelsäquator als roter Bogen. Wie bei der Erde wird auch die scheinbare Himmelskugel in eine nördliche und südliche Halbkugel eingeteilt. Der Himmelsäquator geht immer im Osten auf und im Westen unter, im Süden erreicht er eine mittlere Höhe. So liegt z. B. der obere der drei Sterne in der Mitte des Sternbildes Orion genau auf dem Himmelsäquator.

Die gelbe gestrichelte Linie ist der jährliche Wanderweg der Sonne am Himmel. Durch die Drehung unserer Erde um die Sonne wandert die Sonne scheinbar am Himmel weiter. So steht z. B. die Sonne im Juli vor dem Sternbild Zwillinge, im Februar vor dem Steinbock. Natürlich können wir dies am Himmel nicht beobachten, da wir die Sterne infolge der Helligkeit der Sonne nicht wahrnehmen können. Die gelbe gestrichelte Linie bildet auch den Wanderweg für den Mond und die Planeten (Wandelsterne).

Rückwärtsgang des „Großen Wagens"

Vielleicht ist euch bei der Drehbewegung aufgefallen, daß diese im Norden und Süden verschieden sind: Im Norden bewegt sich der Sternhimmel entgegen dem Uhrzeiger – ihr merkt euch: Der „Große Wagen" fährt stets rückwärts, er hat keinen Vorwärtsgang! Im Süden bewegt sich der Sternhimmel mit dem Uhrzeiger (Abb. 1 und 2). Damit haben wir euch die Einstellung vom 1. Oktober um 19.00 Uhr gezeigt. Mit Leichtigkeit könnt ihr nun alle anderen Einstellungen vornehmen.

Blickrichtung Nord: Ende April findet ihr den „Großen Wagen" über euch (Zenit), die „Kassiopeia" tief im Norden.

Mitte August um 20.00 Uhr findet ihr den „Großen Wagen" mit der Deichsel nach oben zeigend über Nordwest, „Kassiopeia" in halber Höhe über Nordost.

Blickrichtung Süd: Mitte Februar um 20.00 Uhr könnt ihr das interessante Gebiet der Wintersternbilder im Süden beobachten, „Orion", der große Jäger, genau im Süden, links unterhalb „Sirius", der hellste Stern am Himmel. Tief im Osten der „Löwe". Doch zwei Monate später, Mitte April um 21.00 Uhr, ist es mit der Pracht der Wintersternbilder vorüber. Hoch im Süden steht der „Löwe".

Da ihr vorwiegend in den Abendstunden beobachtet, enthält das „Frösi"-Planetarium nur die Zeiten von 18.00 bis 22.00 Uhr. Selbstverständlich hat sich der Himmel wegen der Drehung der Erde um die eigene Achse bis zu den Morgenstunden stark verändert.
Der Morgenhimmel gibt immer einen ganz anderen Anblick wieder als der Abendhimmel, was besonders in den langen Winternächten deutlich ist. Auch auf dem „Frösi"-Planetarium könnt ihr die Milchstraße erkennen, die als zart leuchtendes Band den Himmel überzieht. Fernrohre zeigen Tausende kleiner Lichtpunkte – jeder Lichtpunkt ist in Wirklichkeit ein Stern – eine ferne, ganz ferne Sonne.
Zum Ablesen der Sternkarte verwendet ihr am besten eine abgeblendete Taschenlampe oder rötliches Licht. Wichtig ist auch, daß ihr erst einige Minuten draußen im Dunklen bleibt, damit sich die Augen anpassen können. Erst nach zehn Minuten werdet ihr alle Sterne erkennen können.
Wir wünschen euch mit dem „Frösi"-Planetarium viel Freude und Erfolg.

Arnold Zenkert

SCHNITTMUSTER FÜR MITTELPLATTE DES PLANETARIUMS

Zeichnung: Karl Fischer

Der Töpfer mit den vier Gesichtern

INGEBORG FEUSTEL

Irgendwo, zwischen Himmel und Erde, zwischen Land und Meer, lag die Stadt. Am Rande der Stadt lebte der Töpfer Okis. Wenn Okis durch die Gassen ging, sahen ihm die Mädchen nach – und die Männer riefen: „Schultern wie ein Scheunentor!“ Und jedermann war gern in seiner Gesellschaft.

Kam Okis zu den Fischern, und sie ballten die Fäuste gegen die Bedrückung durch die Reichen in der Oberstadt, drohte Okis mit und schlug auf den Tisch, daß das Holz sprang. Die Fischer glaubten, er wäre einer von ihnen und planten und tranken mit ihm bis in die Nacht hinein.

Brachte Okis Olivenkrüge in die Oberstadt, verfluchte der Händler das faule Pack der Fischer, die nicht mehr den doppelten Pachtzins für das Stückchen Kohlland hinter ihren Hütten zahlen wollten – und Okis fluchte mit wie einer aus der Oberstadt.

Eines Tages, als Okis auf die Straße kam, liefen die Hunde jaulend davon. Hatte jemand einen Stein geworfen? Die Mädchen zogen erschreckt die Gardinen vor die Fenster. Da stand Okis auf dem Marktplatz, konnte plötzlich nach vorn und nach hinten sehen. Böses ahnend rannte er in seine Werkstatt und spiegelte sich in einem Wasserkübel. Okis wollte mit den Händen sein Gesicht bedecken. Aber welches? Er hatte zwei Gesichter – eines vorn und eines hinten!

Okis versteckte sich drei Tage in seinem Haus und nähte eine Kappe mit einem Tuch bis über die Schultern. Das verdeckte immer eines seiner Gesichter. Und die Leute in der Stadt gewöhnten sich an die Kappe.

Okis fühlte sich schlau in seiner Haut, hatte er doch für jedermann das richtige Gesicht. Nur mit dem Schlafen haperte es.

Da sprang in einer Sommernacht rechts vom Fluß der Blitz in ein Dach. Das Feuer griff um sich, als wären die Häuser aus Zunder. Wer sich retten konnte, hatte alles verloren. Die Menschen flüchteten über die Brücke, baten um Brot und Wasser und um Unterkunft. Okis stand unter den Neugierigen, als der jammervolle Zug vorüberkam. Ein Fischer griff nach dem Bündel eines alten Mannes. „Komm mit, wo sechs satt werden, reicht es auch für dich!“ Und Okis beschloß, Gleiches zu tun.

Aber der Zug der Unglücklichen drängte Okis in die Oberstadt. Die Händler schoben Balken vor die Türen. „Wer etwas braucht, muß zahlen! Nur Geld zählt! Jugend, Ruhm und Ehre bleichen, aber das Geld bleibt im Kasten!“ Und sie verlangten für alles das Doppelte.

„So muß man mit der Welt umgehen!“ rief Okis und schob den Riegel vor seine Tür. Das hätte er nicht nötig gehabt, denn die Menschen mieden ihn – die Händler und Fischer, die Glücklichen und die Unglücklichen.

Als Okis in den Spiegel sah, erschrak er. Es waren ihm zwei neue Gesichter gewachsen – rechts und links. Okis wurde von Tag zu Tag einsamer. Niemand sprach mit ihm, denn jeder Mund seiner Gesichter hielt eine andere Antwort bereit. „Ja! Nein! Vielleicht! Niemals!“

Das Leben wurde für Okis immer unerträglicher. Er kletterte schließlich in die Felsen und versteckte sich vor Mensch und Tier in einer Höhle. Hier hockte nur die Einsamkeit Tag und Nacht bei ihm, und Okis weinte mit allen vier Gesichtern.

Als er eines Tages vor dem Felsen hockte, sah er, wie der Sturm die Sardinentöpfe der Fischer zerschlug. Da formte er neue Töpfe, brannte sie im Feuer und trug sie hinab zum Strand.

Kam ihm der Händler auf dem Esel entgegen. „Ein Goldstück für jeden Topf! Der Sturm schenkt uns das Geschäft unseres Lebens!“

Okis schüttelte den Kopf, stellte die Krüge auf den Strand und lächelte über die Freude der Fischer.

Da verlor Okis ein Gesicht nach dem anderen und behielt nur sein eigenes. Er zog zu den Fischern, töpferte und lebte mit ihnen in guter Nachbarschaft. Und hütete sich vor neuen Gesichtern.

Redaktion „Fröhlich sein und singen“. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Walter Stohr. Chefreporter: Eckhard Rösler. Gestalter: Alexander Michalak. Redakteure: Hanna Buttler, Marita Hesse, Christine Meier, Doris Mörike, Annegret Falk, Ralf Kegel. – Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, R. Sonntag, R. Skottky, D. Weißpflog, Ch. Judisch. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Girsch, Ing.-Ök. J. Kahl, H. Koch, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tschamke.



Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen“ im Verlag „Junge Welt“, 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi“, 1056 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt“. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.

Eine schwarzglänzende, kohlrabenschwarze Katze geht über eine Straße . . .

weil sie eine Maus erspäht hat,
weil sie morgens immer über die Straße geht,
weil sie sich dort mit dem Kater trifft,
weil sie hinter sich einen Hund bellen hört,
weil auf der anderen Straßenseite der Fischladen ist,
weil dort ihre Katzenkinder auf sie warten,
weil gerade jetzt kein Auto kommt,
weil es ihr Spaß macht.



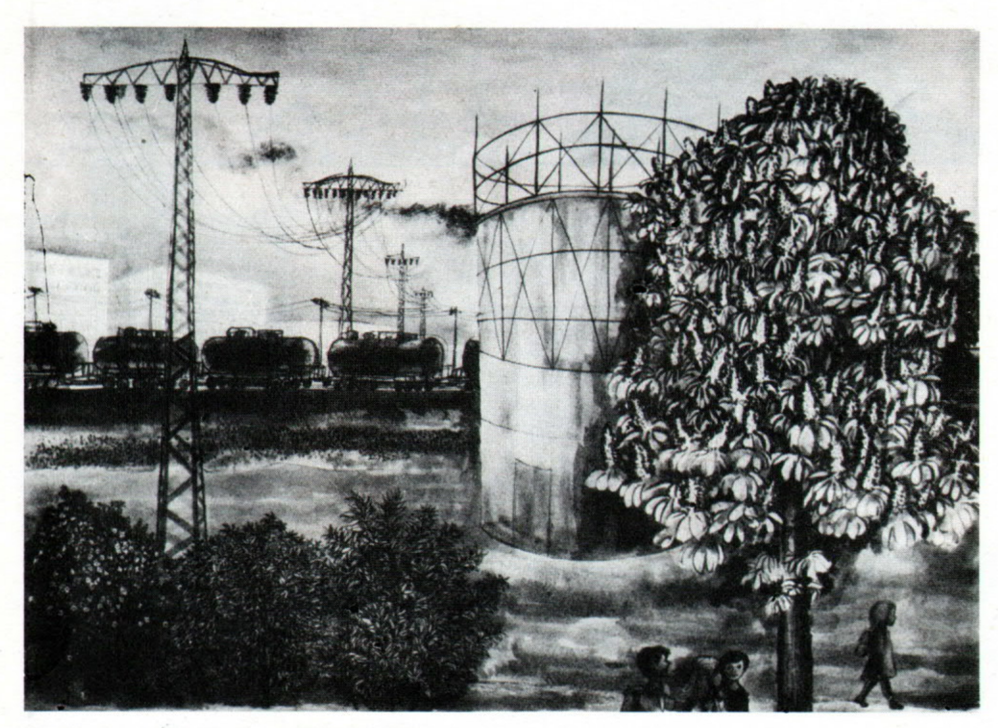
So viele Gründe . . .
und noch immer gibt es Leute, die umkehren, wenn eine schwarze Katze von links nach rechts über die Straße geht.

DIETER WILKENDORF

Zeichnend die Welt wahrhaft entdecken

Sechs Fragen, gerichtet an die Malerin Frau Professor Lea Grundig

Anngreth Lehfeld



Grundig, Lea, „Schwedt: Neues Wohnviertel"

1. Wann können Sie fröhlich sein und singen?

Früher habe ich viel gesungen. Auch heute tue ich das noch gern, vor allem im Kreise von Freunden, in der Gemeinschaft überhaupt, ob daheim zum Geburtstag oder zu gesellschaftlichen Anlässen. Ich liebe besonders deutsche Volkslieder. Doch ebenso ist es mir eine Freude mitzusingen, wenn alte Kampflieder der Arbeiterklasse erklingen, die wir schon als junge Leute mit angestimmt haben. Viele Texte alter Weisen und auch neuer Melodien sind richtige Dichtungen. Es ist schön, mit ihrem Inhalt übereinzustimmen, weil er das aussagt, was man selbst denkt und fühlt. Außerdem erzählen mir Lieder über die Zeit, in der sie entstanden sind, z. B. das Bauernkriegslied „Wir sind des Geyers schwarze Schar". Und wahre Kunst, so glaube ich, muß diesen geschichtlichen Hintergrund besitzen. Übrigens, das alte Handwerkslied „Das Wandern ist des Müllers Lust" mag ich heute noch genausosehr wie in meiner Jugend.

2. Wer hinterließ in Ihrem Leben einen tiefen Eindruck?

Ich bin in meinem Leben einer großen Zahl von bewundernswerten und großartigen Menschen begegnet, die Einfluß auf meine Entwicklung genommen haben. Es ist deshalb sehr schwer, nur einen bestimmten herauszugreifen. Dennoch möchte ich besonders den jungen Arbeiter Christl Beham nennen, dessen Züge in meinem Gemälde über den Bauernkrieg die Gestalt des Joss Fritz trägt.

Es liegt nun schon über vierzig Jahre zurück, daß ich ihn kennenlernte. Er kam damals während der Arbeitslosigkeit nach Dresden und war oft bei meinem Mann und mir im Atelier zu Gast. Er zeigte viel Interesse für unsere Arbeit, und obwohl er in Bayern nur sechs Jahre lang hatte die Schule besuchen können, eignete er sich schnell umfangreiche Kenntnisse auf dem Gebiet der Kunst an. Er wurde einer unserer besten Freunde und zugleich größten Kritiker, und kein Bild in jenen Tagen entstand ohne seine Beurteilung. Er schloß sich unserem Kreis von Künstlern an, zu denen z. B. Karl von Appen und Auguste Laszar gehörten und wurde unser treuer Kampfgefährte. Er war ein wunderbarer Mensch, voller Fröhlichkeit, ein hervorragender Agitator, der mit den Menschen zu reden verstand. Er war konsequent in seinem Denken und Handeln, auch in den schwersten Stunden seines Lebens. Tapfer und aufrecht stand er vor den Schranken der faschistischen Gerichte. Unbeirrt kämpfte er in Buchenwald und später im Lager Dora zusammen mit den sowjetischen Genossen gegen die V-Waffen-Herstellung der Nazis. Als die antifaschistische Gruppe von der Gestapo entdeckt und zum Tode verurteilt wurde, wollte man Christl Beham zwingen, zum Henker seiner Klassenbrüder zu werden. Doch er weigerte sich standhaft, bis man an ihm als ersten das grausame Urteil vollstreckte.

3. Wann begannen Sie sich für Ihren heutigen Beruf zu interessieren?

Schon in frühester Kindheit versuchte ich, alles, was ich entdeckte, besonders aber den Menschen, mit Linien darzustellen. Zunächst war für mich das menschliche Gesicht im Profil nur eine Zackenlinie, bis ich begriff, daß es nur eine Nase gibt und der Kopf auf dem Hals und nicht auf dem Rumpf sitzt. So tastete ich mich Schritt für Schritt erkennend vorwärts. Jedes Papierstück, sogar die Wände, wurden dafür genutzt. Meine Eltern wollten nichts von der Malerei wissen und waren ganz und gar gegen einen künstlerischen Beruf. Sie drangen vielmehr nach dem Besuch der Volksschule auf eine Ausbildung für eine Tätigkeit im Büro. Der einzige, der Verständnis zeigte, war ein Onkel, der selbst gern mit Pinsel und Farbe umging, wenngleich er vorwiegend religiöse Bilder malte.



Grundig, Lea, „Anlagenfahrer in der Reformierung"
Fotos: ADN/Zentralbild (1), Deutsche Fotothek Dresden (2)

4. Haben Sie sich schon einmal geärgert?

Ich habe mich schon viele Male in meinem Leben geärgert. Manchmal habe ich meine Erregung sogar sehr unbeherrscht gezeigt, und das führte bei andern Menschen zu Mißverständnissen. Ich fand außerdem, daß lautes Reagieren eigentlich hilflos macht. Und so habe ich mir angewöhnt, mit kluger Überlegung und Verstand die Schwierigkeiten zu überwinden. Denn meistens ist der Ärger größer als das Ärgernis, und oft hat man es selbst verschuldet.

5. Was meinen Sie zur „Galerie der Freundschaft"?

Ich betrachte die „Galerie der Freundschaft" als eine wunderbare Sache. Alle Kinder zeichnen und malen gern, und durch diese künstlerische Tätigkeit lernen sie die Welt erkennen. Die Freude am Sehen und Beobachten ist das, was den Menschen bereichert, ihn entwickelt und vorwärts bringt. Ich finde es deshalb gut, daß eigene Erlebnisse gestaltet und dadurch die Dinge bewußt gemacht werden. Anregungen der Lehrer sollen immer eine dankbar empfundene Unterstützung sein. Aber die schöpferische Arbeit liegt in der eigenen Auffassung und Darstellung jedes einzelnen. Und wer eine Katze oder einen Hund auf der Zeichnung liebt, sollte sie unbedingt verteidigen.

Die Teilnahme an der „Galerie der Freundschaft" ist für jeden Pionier eine Bereicherung, auch wenn seine Arbeit nicht zu den Besten und Ausgezeichneten gehört. Denn alles, was man sich zeichnend erobert, hat man sich wahrhaft angeeignet. Und dieser Besitz ist ein Gewinn für alle.

6. Was würden Sie tun, wenn Sie heute noch einmal 13 Jahre alt wären?

Ich würde genau dasselbe tun – vielleicht ein paar Dummheiten unterlassen –, aber ansonsten, wieder malen und zeichnen!

Nur heute hätte ich andere Möglichkeiten als früher, lebte in einer Gesellschaft, in der die Kunst gefördert und jedes Talent entwickelt wird. Gewiß hätte ich dann kunstfreundliche Eltern, während mein Vater damals meine Bilder zerriß, mir kein Geld zur Ausbildung für eine „brotlose Kunst" gab, kein Malzeug kaufte, so daß ich nur mühselig und unter großen Schwierigkeiten an der Kunstgewerbeakademie und später an der Kunstakademie studieren konnte. Dennoch würde ich aufs neue den gleichen Weg gehen, eng verbunden mit der Arbeiterklasse und deren Kampf um eine glücklichere und bessere Zukunft.





Union de Pioneros de Cuba

Im Sommer 1978 wird die Sozialistische Republik Kuba Gastgeberland der XI. Weltfestspiele sein. Gegründet wurde die Union de Pioneros de Cuba am 6. April 1961. Im selben Jahr erschien auch die erste Nummer ihrer Zeitschrift „Pionero".

Aufnahme in die Pionierorganisation:

Die Aufnahme in die kubanische Pionierorganisation UPC ist eine feierliche Handlung. Jährlich nimmt die UPC Pioniere in ihre Reihen auf.



Gelöbnis der Pioniere:

„Ich, Pionier des sozialistischen Kubas, verspreche vor meinen Kameraden und dem Vaterland, der Organisation treu zu sein, meine Pflichten zu erfüllen, zu lernen und zu kämpfen im Geiste der Helden des Vaterlandes.
Pioniere für den Kommunismus – Wir wollen sein wie Che!"

Kleidung der Pioniere:

Weiße Bluse und blauer Rock für Mädchen, weißes Hemd und blaue Hose für Jungen; blauweißes Halstuch; rote Baskenmütze.



Feuer und Flamme

war ich, als mir unser Betreuer Roberto verkündete: „Ihr werdet mit kubanischen Schülern auf einer Apfelsinenplantage arbeiten."
Ich stellte mir genüßlich die dicken, reifen Früchte vor. Die Kubaner lachten sich kaputt über meinen Eifer. Sie betrachten die spottbilligen Früchte etwa mit der gleichen Leidenschaft wie unsereins eine Kartoffel.
Die Landoberschule in Sola, unser Ziel, leuchtete wie gemalt aus der roten Erde dieses Landstrichs. Tatsächlich, die Erde dort ist richtig rot, eisenhaltig, und genau das macht sie für die Aufzucht von Apfelsinenbäumen so günstig. Aber wo waren sie denn, diese Apfelsinenbäume? Wir guckten uns die Augen aus, als wir am Rande eines unübersehbaren Feldes aus dem Bus kletterten. Die Mädchen und Jungen aus der Schule hatten sich bereits mit langstieligen Hacken bewaffnet, man rüstete uns gleichermaßen aus und zeigte auf die langen Reihen kaum kniehoher Gewächse. „Ein Jahr alt", erklärte mir Ricardo, einer der Schüler, während er um jede dieser Blumentopfpflanzen einen reichlichen Quadratmeter freihackte. „Mit fünf, sechs Jahren trägt so ein Baum die ersten Früchte", tröstete er mich und lachte, als ich mißmutig erwiderte: „So lange kann ich nicht warten." So hackten wir dann los, der Boden färbte erst die Schuhe und von da aufwärts alles rot ein, die Sonne knallte auf den Schädel und wir lernten die Vorzüge der Sombreros schätzen, die die Kubaner
hatten.
Beim Mittag saßen wir alle
zusammen wie alte Beka
Huhn und Reis mit schwa
und quasi als Nachschlag
Ricardo, wie sie hier leben
oberschulen sind eine „E
Revolution. „Si", sagte Ri
Tag gehen wir für drei
Feld, jeder hat ungefähr ei
Pflege. Und nachmittags si
Stunden Unterricht."
Ob das nicht sehr anstrenge
ich wissen. „Schon", entgeg
es macht auch Spaß, und w
wenigstens etwas von de
was das Land für unsere Au
gibt." Auch der UJC-Sekreta
Miguel Junco, ist durch me
es denn für den Jugendverb
so geregelten Tagesablauf
tun gebe, nicht in Verlege
gen. „Sieh mal", erklärte
letzten Prüfungen haben 9
‚gut' abgeschlossen. In de
Arbeit haben wir ein Plus v
vor allem durch zusätzlich
den Feldern, sonntags zum
Und noch eine Verpflichtung
erfüllt worden: „Alle haben
in Schuß gehalten, auch die
mußte an das Aussehen ma
bei uns denken und fand d
tung gar nicht mehr so unw
In diesem Jahr will Miguel
bereitung der Weltfestspie
„Wir wollen Veranstaltung
ren, bei denen wir uns
tung, Geschichte und Ideen
informieren", sagte er, und
Bildband über die X. in u
den wir später als Geschenk
zu einem unerwarteten Hau
Juan Carlos Antuno, den i
Kulturfestival in Nuevitas
hatte, und das vor allem, v
russisch sprach, will noch
länger hier bleiben. Meine





auf dem Kopf

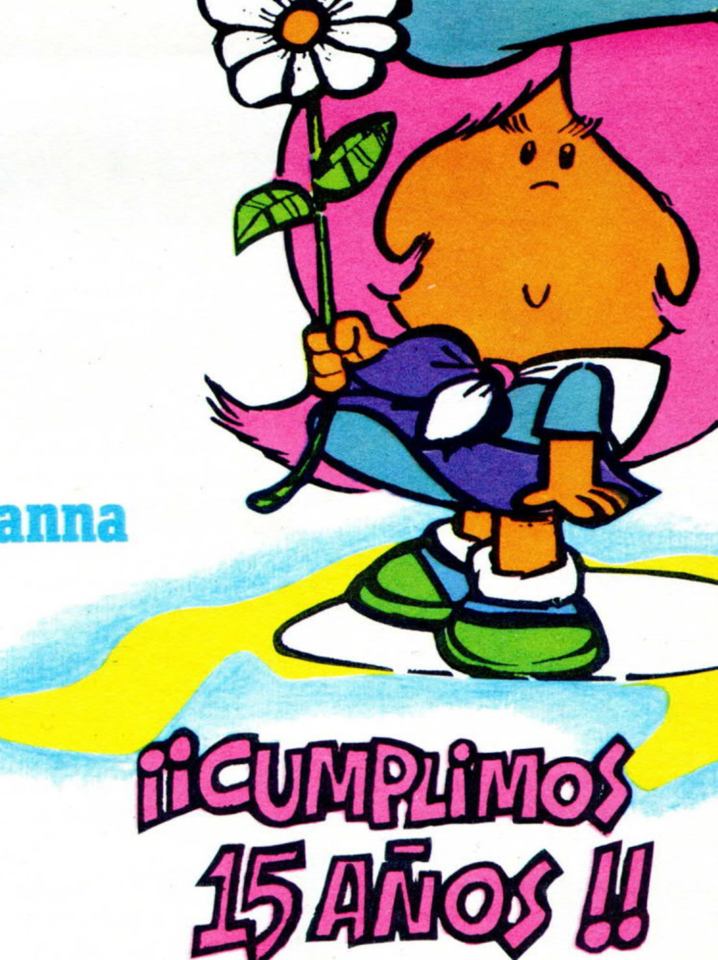
in der Schule
nnte. Es gab
arzen Bohnen,
erzählte mir
. Diese Land-
rfindung" der
cardo, „jeden
Stunden aufs
nen Hektar in
nd dann fünf

end sei, wollte
nete er, „aber
wir können so
n gutmachen,
usbildung aus-
är der Schule,
eine Frage, ob
and bei einem
noch viel zu
nheit zu brin-
er mir, „die
9 Prozent mit
r produktiven
von 8 Prozent,
ne Arbeit auf
n Beispiel..."
g ist von allen
n ihre Sachen
Jungen." Ich
ncher Schulen
iese Verpflich-
ichtig.
mit der Vor-
ele beginnen.
en durchfüh-
über Bedeu-
des Festivals
so wird der
nserem Land,
überreichten,
pttreffer.
ch bei einem
kennengelernt
weil er so gut
eine Woche
e Vermutung,

daß er wohl durch eine Prüfung „gerasselt" sei, dementierte er allerdings lachend: „Ich helfe denen ein bißchen, die aus dem einen oder anderen Grund noch nicht alles hinter sich gebracht haben."

Aber auch in den restlichen sechs Wochen wird Juan zu Hause in Camagüey über seinen Büchern sitzen. „Wenn ich hier mit allem fertig bin, will ich nämlich in der Sowjetunion Kernphysik studieren", verkündete er mit der schönsten Selbstverständlichkeit. Seine Eltern, bei denen er noch wohnte, sind beide Rentner.

Holger Reischock

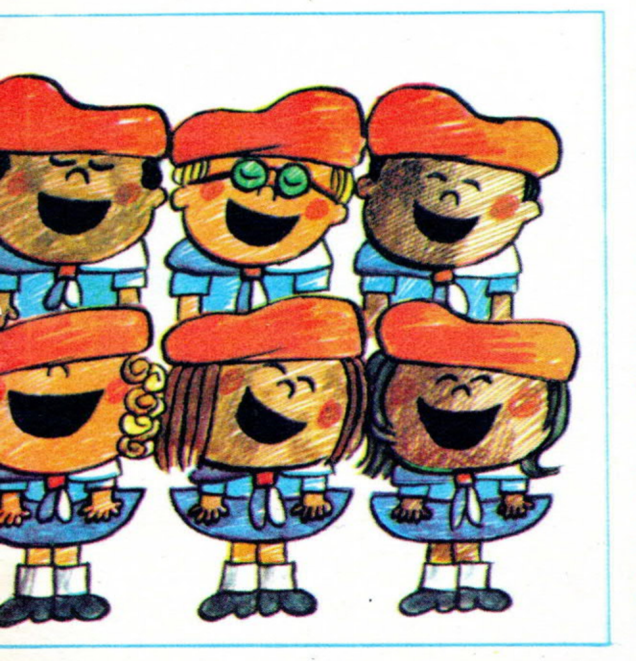




Ein Gruß aus Havanna

Ich habe euch einen Gruß aus Havanna mitgebracht. Von fünf kleinen Habaneros. Flink wie die Wiesel flitzten sie gerade durch die Gassen der Altstadt, als sie mich mit meiner Kamera entdeckten. „Towaristschi! Towaristschi! Genossen, Genossen!" riefen sie wild gestikulierend zu uns herüber und stellten sich in Position. Natürlich drückte ich auf den Auslöser. Woher wir denn kämen, wollten sie von mir wissen. „Moskau?" – „Berlin", sagte ich. „RDA – Republica Democratica Allemana." Als die Jungen das hörten, verständigten sie sich kurz, jubelten auf und zogen uns in eine schmale Gasse, durch eine zweite, auf einen kleinen Platz.

„Aqui – hier", sagte Jorge, ein elfjähriges Mulattenbürschchen, zeigte auf die graue Mauer vor uns und strahlte. Auf der Wand blühte schon die Festivalblume der kommenden Weltfestspiele, und ihre Blätter trugen die Staatsembleme Kubas und unserer Republik. Davor nahmen die fünf jetzt Aufstellung. „Por farvor, uno foto – bitte ein Foto!" Ehrensache, daß ihr Wunsch erfüllt wurde.



Die kleine Episode erzählte ich hier, weil sie euch vielleicht schon ein bißchen von der Atmosphäre vermittelt, in der in zwei Jahren die Tage der XI. Weltfestspiele in Havanna für antiimperialistische Solidarität, Frieden und Freundschaft stattfinden werden. Bereits heute drehen sich viele Gespräche um das kommende große Fest, das größte, das die karibische Insel je erlebt hat. Zehntausende werden im Sommer 1978 über den Malecon, Havannas berühmte Uferstraße, demonstrieren, tanzen und singen. Keine Frage, auch die kubanischen Pioniere wollen alle dabeisein, und sie bereiten sich schon jetzt darauf vor.

Da gibt es auf der sonnenhellen Insel beispielsweise die „Vuelta Pioneril de Cultura" – die Kulturrundfahrt der Pioniere. Das ist eine Bewegung, die alljährlich im Sommer die besten Kulturgruppen der Schulen zu einem nationalen Wettstreit herausfordert, die Sänger und Artisten, die Zauberer und Tänzer, neuerdings auch die kleinen Musiker. Im Pionierlager „José Marti" – übrigens eines der schönsten, das ich gesehen habe, direkt am blauen Golf von Mexiko gelegen –, dort trafen sie sich zu ihrem ersten Wettbewerb. Das wurde ein großes Ereignis. Aber nicht nur wegen der Musik, vor allem auch wegen der Instrumente, mit denen die Muchachas und Muchachos ihre Töne hervorzauberten. Blechkanister mit Ziegenfell bespannt gab es da und wohlklingende Leitungsrohre und vieles andere mehr, natürlich auch das eine oder andere traditionelle Instrument.

Nun fragt ihr vielleicht, warum unsere Freunde zu solchen Hilfsmitteln gegriffen haben, um aufzuspielen. Die Antwort ist, weil ihre Heimat im Augenblick das Geld noch für wichtigere Ausgaben braucht – für neue Fabriken, für den Bau der Eisenbahn, für die Modernisierung der Häfen... Aber davon ließen sich Kubas Pioniere nicht verdrießen, im Gegenteil. Und was sie auf die Beine stellten, erzählten mir Bekannte, die beim Wettstreit dabei waren, gestaltete sich zu einem ganz besonderen Erlebnis.

Mit dieser Begeisterung gehen sie nun an die Wettbewerbsvorbereitung. Jeder will in Havanna dabeisein, wenn die Festivalblume zum ersten Mal auf dem lateinamerikanischen Kontinent erblüht. Auch unsere fünf, von denen ich Grüße für euch mitbrachte? „Claro, compañero – aber sicher, Genosse!"

Hans-Gert Schubert

„Frösi" berichtet von einem Besuch an der Offiziershochschule „Ernst Thälmann", Ausbildungsstätte unserer Landstreitkräfte der NVA in Löbau.

Und ab geht der Post

Richtig gelesen! Nicht die Post, sondern der Post. Gemeint ist Wolfgang Post, Offiziersschüler im dritten Studienjahr, 22 Jahre alt, verheiratet, 2 Kinder, Mitglied der SED.

Wolfgang wird Kommandeur einer mot. Schützeneinheit.

„Wolfgang geht los wie 's Gewitter – nach vorne natürlich!" Das sagen seine Genossen von ihm in der Kompanie. Sie müssen es wissen, denn Wolfgang ist ihr FDJ-Sekretär, einer der Besten in der Sektion Mot. Schützen an der Hochschule.

Hohe Anforderungen an sich selbst?

Über diese Frage haben sich die jungen Genossen oft die Köpfe heiß geredet. Schließlich wird man nicht als Kommunist geboren! Es ist nicht einfach, sich nach sechs Stunden intensivem Taktik-, Russisch- oder Funktechnikunterricht noch auf der Sturmbahn zu bewähren. Es kostet Überwindung, dann nicht mal den „Schongang" einzulegen.

Wolfgang ist dabei einer, der ständig fordert und seine Genossen durch seine eigenen vorbildlichen Leistungen mitreißt.

Wie wird man Berufsoffizier?

Wolfgang lacht. „Ein Rezept dafür kenne ich nicht. Aber bei mir war es so: Bis zur 10. Klasse ging ich in Leipzig zur Schule und erlernte den Beruf Baufacharbeiter. Gleichzeitig machte ich dabei das Abitur. In meiner Lehrgruppe im Baukombinat Leipzig wurde ich zum FDJ-Sekretär gewählt. Ich glaube, weil ich mich für alle Dinge, die uns Lehrlinge angingen, sehr einsetzte. Dann wurde ich Kandidat der SED. Wollte einfach stärker Einfluß haben auf all das, was in unseren Tagen geschieht. Schon während meiner Lehrzeit war ich Mitglied der GST, Sektion Fallschirmspringen. Auf 23 Absprünge habe ich es gebracht.

Und langsam formte sich bei mir der Wunsch, Berufsoffizier zu werden. Das begann im GST-Sommerlager. Dort war ich als Zugführer eingesetzt. Diese Aufgabe hat mir Spaß gemacht und bestärkte mich dann in meinem Entschluß, Offizier zu werden."

Und seit drei Jahren verwirklicht Wolfgang mit hervorragenden Leistungen diesen Berufswunsch.

Wie ist ein Offizier?

Wolfgangs Antwort kommt schnell.

„Er muß hohe politische Kenntnisse haben, seine Heimat, die DDR, lieben, von tiefer Freundschaft zur Sowjetunion und den anderen sozialistischen Bruderländern erfüllt sein und großes Interesse am Offiziersberuf haben. Er muß im Kollektiv leben können, wo einer für den anderen einsteht und jeder etwas für das Kollektiv tut. Ein Offizier muß seine Soldaten führen können. Und er benötigt hohes militärisches Wissen. Ein Offizier ist ein Militärspezialist. Gerade meine Ausbildung zum Kommandeur einer mot. Schützeneinheit ist sehr umfangreich.

Unser Einsatz erfolgt mit gepanzerten, geländegängigen oder schwimmfähigen Fahrzeugen. Deshalb muß ein Offizier der mot. Schützen auch Panzer fahren können.

Unsere Einheiten können unter allen Wetter- und Geländebedingungen im Zusammenwirken mit allen anderen Waffengattungen der Land-, Luft- und Seestreitkräfte eingesetzt werden.

Man stelle sich vor, daß eine ausgezeichnete mot. Schützengruppe mit ihrem Schützenpanzerwagen in einer einzigen Minute im Gelände 300 Meter zurücklegt oder sich aus der Reihe sechsmal zur Schützenkette entwickelt und sechsmal auf ihrem Schützenpanzerwagen auf- bzw. absitzt; daß ein mot. Schütze aus seiner Maschinenpistole 100 Schuß Dauerfeuer oder 10 gezielte Einzelschüsse abgeben kann. Und das alles in einer einzigen Minute!

Bei diesen hohen Anforderungen muß ein Offizier einer mot. Schützeneinheit im Gefecht alle physischen Belastungen aushalten und seinen Soldaten ein Vorbild sein!"

Ein Militärspezialist!

Wolfgang Post wird als Vorgesetzter, Freund und Kommunist die Gefechtsausbildung leiten. Er ist auch dafür verantwortlich, daß die Gefechtsfahrzeuge gewartet werden und eine hohe Einsatzbereitschaft seiner Einheit gewährleistet wird.

Eine verantwortungsvolle Aufgabe wartet auf den jungen Militärspezialisten.

Viel Erfolg, Wolfgang Post, Offizier vom Jahrgang 1976!



Hier in Löbau werden Offiziere unserer Volksarmee für Mot.-Schützen- und Panzereinheiten, Raketentruppen und Artillerie, die Truppenluftabwehr, das Pionierwesen, die chemischen Dienste, das Nachrichtenwesen, die rückwärtigen Dienste sowie für den Panzer- und Kfz.-Dienst ausgebildet.

Text und Foto: Peter Klaus Eckert

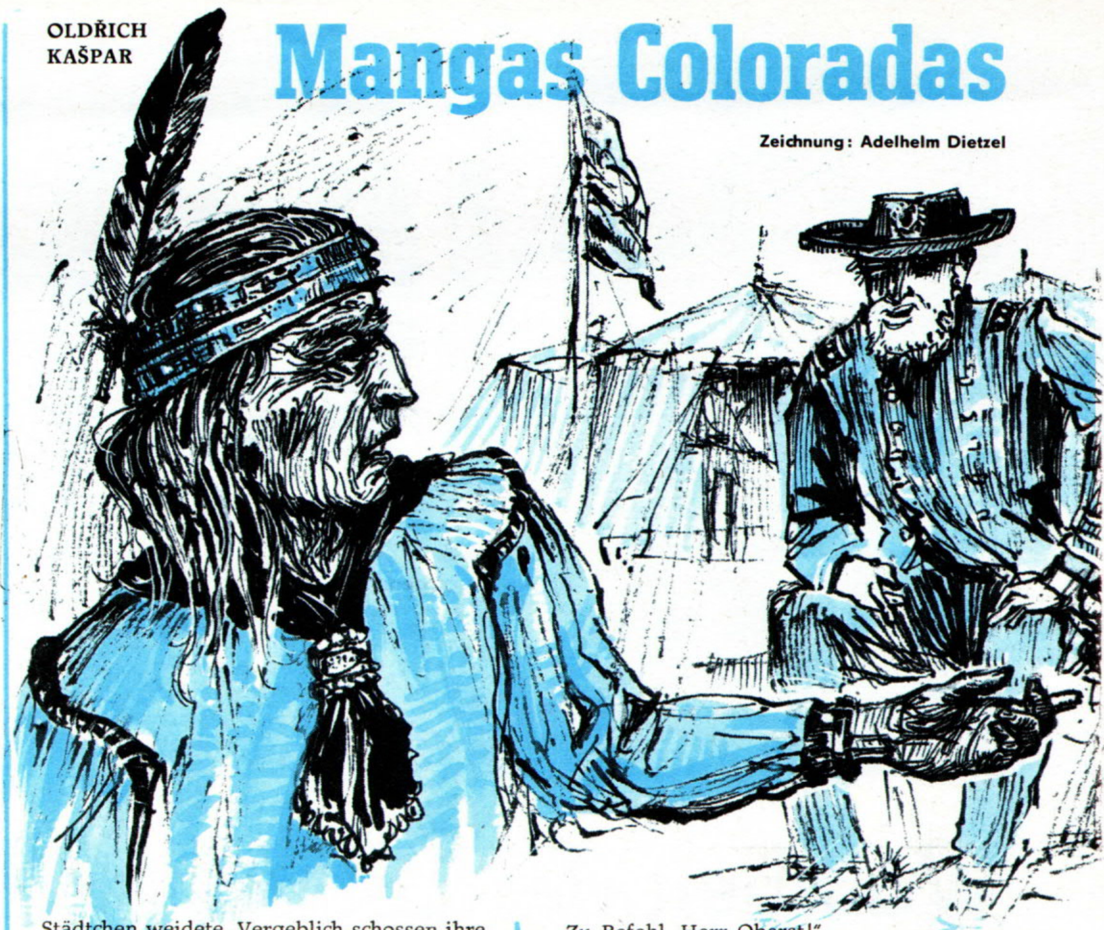
Im 17. Jahrhundert dringen englische und europäische Kolonialisten in die Indianergebiete an der Ostküste Nordamerikas ein. Kolonien werden gegründet. Die hilfsbereiten Indianer werden gewaltsam vertrieben. 1622 beginnt der erste Indianerkrieg gegen die Kolonialisten. Die Vertreibung der Indianer nimmt noch gewaltsamere Formen an nach der Gründung der USA 1776. Immer weiter dringen die amerikanischen Eroberer in das Indianergebiet ein. Indianer werden in Gefechten, „Strafexpeditionen" und Massakern zu Zehntausenden ermordet. 1850 beginnt der Aufstand der Apachen. Mangas Coloradas ist bis 1863 ihr Führer. Lest die wahre Geschichte seiner Ermordung.

●

OLDŘICH KAŠPAR

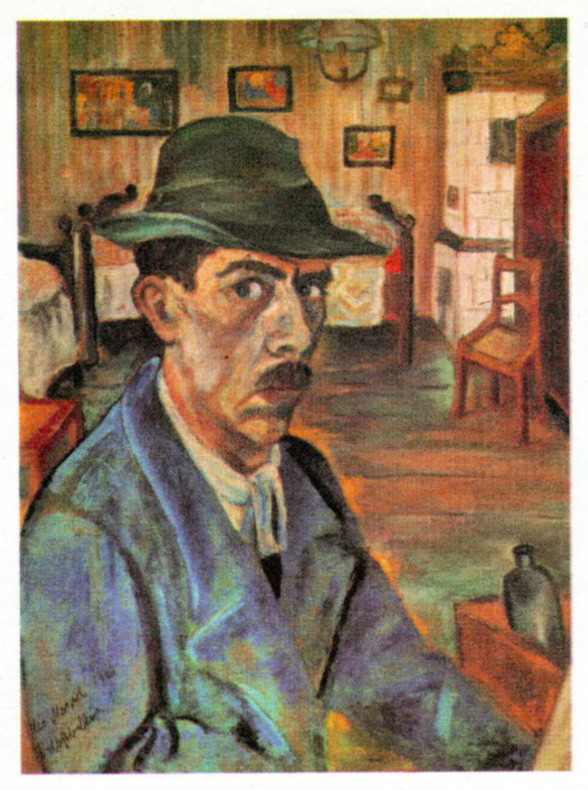
Mangas Coloradas

Zeichnung: Adelhelm Dietzel



„Das kannst du nicht machen, Häuptling!" Die leise Stimme des jungen Kriegers durchdrang die beklemmende Stille.
„Du kannst nicht selbst zu den Weißen gehen – noch dazu ohne Waffen. Denk an Juan José und seine Leute. Sie haben den Weißen auch vertraut. Und was hat ihnen das eingebracht? Vierhundert Apachenskalps haben die ‚Pelzjäger' erbeutet!"
Mangas Coloradas wiegte ernst den Kopf.
„Dein Mund spricht die Wahrheit, Cochize, dein Herz ist gut. Doch schon allzu lange währt der Krieg, den wir führen müssen. Sieh mich an. Weiß wurden meine Haare auf den Kriegspfaden, in den ständigen Kämpfen. Hast du an deine Kinder und Kindeskinder gedacht? Sie müssen in Frieden leben. Den Weißen liegt nichts an uns, sie schicken immer neue Krieger gegen uns. Wir müssen es ausnutzen, daß sie jetzt selbst ein Friedensangebot machen. Morgen reite ich in ihr Lager – allein und ohne Waffen!"
Der Häuptling erhob sich, schweigend blickte er in die ernsten, finsteren Gesichter seiner Krieger. Dann verschwand er mit leisen Schritten in der Dunkelheit.
Am Mittag des nächsten Tages hatten sich alle versammelt, um ihrem Häuptling Glück auf den Weg zu wünschen. Lange schauten Männer, Frauen und Kinder dem davonreitenden Alten hinterher, bis er nicht mehr zu sehen war.
Langsam, in Gedanken versunken, ritt Mangas dahin. Er erinnerte sich an seine Jugend, an all die Kämpfe und Gefechte, in denen er zu einem tapferen Krieger heranreifte. An damals dachte er, als er einer tödlichen Gefahr entrinnen konnte.
Es war in Santa Juanita. Gerade um die Mittagszeit zogen sie durch den verschlafenen Ort, eine Handvoll Apachen, mehr nicht. Plötzlich wurden erschrockene Rufe laut: „Bronchos están aquí!" („Die Wilden kommen!") Polternd schlossen sich Fenster und Türen, schon hallten Schüsse durch die Stille. Sehr geschickt waren die Schützen nicht. Dennoch – ein Schuß traf Mangas Pferd. Der Mustang bäumte sich auf und stürzte dann schwer zu Boden. Mangas trug nur ein paar Hautabschürfungen davon.
Jetzt ging eine ganze Kanonade auf den Krieger ohne Pferd nieder, jeder, der auch nur eine Büchse halten konnte, schoß auf ihn.
Wie das damals endete? Gleich neben dem Brunnen auf dem Marktplatz lag ein großer Felsbrocken. Bis zum Abend bot er Mangas Deckung. Immer wieder schossen sie auf ihn, immer wieder konnte Mangas sie abwehren.
Und am Abend?
„Addio, amigos!" Wie ein Geschenk kam ihm die Pferdeherde vor, die vor dem Städtchen weidete. Vergeblich schossen ihre Wächter auf den Apachen.
Lange noch sprachen die Apachen am Lagerfeuer von diesem Abenteuer des Mangas Coloradas.
„Halt!" Unvermutet wurde der Häuptling durch eine rauhe Stimme aus seinen Erinnerungen geweckt. Ein Soldat in der blauen Uniform der Amerikaner, das Gesicht von einem breitkrempigen Hut beschattet, richtete sein Gewehr auf ihn.
„Ich suche Oberst West, ich bin Mangas Coloradas!"
„Runter vom Pferd!" befahl der Soldat. „Billy, hole den Sergeanten!" wandte er sich dann an einen anderen Posten. Nach einer Weile kam der Soldat in Begleitung eines alten bärtigen Offiziers zurück.
„Folgen Sie mir, Häuptling, der Herr Oberst erwartet Sie schon."
Schweigend schritten sie zum großen Zelt.
„Herr Oberst – Häuptling Coloradas!" meldete der Sergeant den Besuch.
„Setzen Sie sich, Häuptling", der Oberst wies auf einen Stuhl. Mangas Coloradas neigte leicht den Kopf.
„Ich ruhe lieber an der Brust meiner Mutter", sagte er und ließ sich auf der Erde nieder. Der Oberst zögerte ein Weilchen unentschlossen, dann setzte er sich neben den Häuptling.
Aber zwischen den beiden Männern wollte kein Gespräch in Gang kommen, eine tödliche Stille lastete im Zelt. Endlich sagte der Oberst:
„Sie sind müde, Häuptling, und heute ist es schon spät. Lassen Sie uns das Gespräch auf morgen vertagen. In diesem Lager sind Sie in Sicherheit."
Mangas nickte stumm.
„Sergeant!"
„Zu Befehl, Herr Oberst!"
„Begleiten Sie den Häuptling!"
„Zu Befehl, Herr Oberst!"
„Gute Nacht, Häuptling. Ich hoffe, Sie werden bei uns gut schlafen."
Mangas Coloradas hüllte sich in eine Decke und ließ sich an der Stelle nieder, die ihm der Sergeant am Feuer gezeigt hatte. Dann befahl der Oberst den Sergeanten von neuem zu sich.
„Schicken Sie mir zwei Mann her!"
Kurz darauf erschienen zwei Soldaten im Zelteingang, der sorgfältig hinter ihnen geschlossen wurde.
„Morgen früh will ich den Indianer tot sehen!"
„Aber Herr Oberst, er ist zu Verhandlungen gekommen . . ."
„Ich will ihn tot sehen, verstehen Sie? Tot!" wiederholte der Oberst.
Mangas fuhr auf, er hatte einen Schritt gehört.
„Keine Angst, Häuptling, wir bewachen Ihren Schlaf. Und wir bewachen ihn gut, stimmt 's, Jimmy?" grinste der eine Soldat.
Mangas legte sich wieder hin. Manches ging ihm durch den Kopf. Eine Falle. Er war ihnen in die Falle gegangen. Cochize hatte recht. Nichts gilt den Weißen ihr Wort, gar nichts. Er hätte ihnen nicht vertrauen dürfen . . . Jetzt war es zu spät.
Der Häuptling sprang auf und stellte sich vor die Soldaten. Der erste Schuß fuhr neben ihm in die Erde, kleine Sandfontänen spritzten auf. Der zweite und dritte Schuß ließ Mangas Coloradas zusammenbrechen.
Die Nacht verging. Langsam erlosch das Feuer, auf dem die US-Soldaten Mangas Coloradas sofort verbrannt hatten.

Übersetzung aus dem Tschechischen: Liselotte Obst





„Parkbank vor dem Altersheim" (1926–1927)

Otto Nagel, Selbstbildnis, 1920

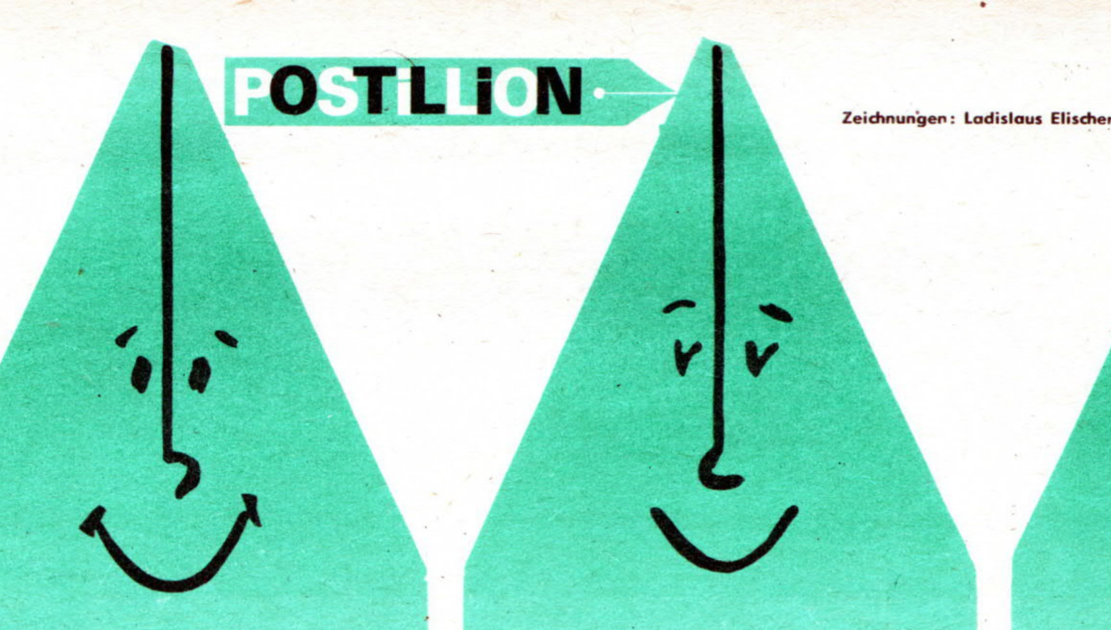
Fotos: Otto-Nagel-Haus, Nationalgalerie Berlin

Wahrheit des Lebens

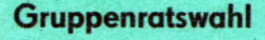
Eine Betrachtung zum Bild des Monats

Das ist ein glücklicher Tag für Otto Nagel. Völlig und ganz bei der Arbeit. Noch liegt sein Malzeug vor ihm: der Kasten mit den Ölfarben, die Pinsel, die große Palette, Mallappen und Öl und auf der Feldstaffelei das Bildnis des Waldarbeiters Scharf, mit breiten Pinselstrichen kräftig gezeichnet, eben fertiggestellt.
Sie haben sich erst vor ein paar Stunden kennengelernt, der Waldarbeiter Scharf und der Arbeitermaler Otto Nagel vom Berliner Wedding. Darüber schreibt der Maler selbst in seinem Buch **„Mein Leben"**: „Eines Tages streifte ich durch den Veltheimschen Gutswald bei Glienicke an der Nordbahn. Mitten im Wald vor einer Fachwerkhütte bot sich mir ein seltsames Bild. In einem Barocksessel saß ein alter Mann in Arbeitskleidung, einen Regenschirm zum Schutz gegen die Sonne über sich haltend. Die ganze Art des Menschen paßte gar nicht zu dieser geruhsamen Stellung. Alles stand im Widerspruch. Der Alte mußte wohl meine Verwunderung bemerkt haben. Verschmitzt deutete er mir die Situation. Er hatte heute seinen 70. Geburtstag. Solange er zurückblicken konnte, saß er das erste Mal untätig an einem Werktag da. Er schien das selbst nicht zu begreifen. Ich lief, holte mein Malzeug und malte an Ort und Stelle in einem Zug das Bildnis des Waldarbeiters Scharf an seinem 70. Geburtstag."
Angespannt und voller Erregung hatte Otto Nagel an seinem Bild gemalt. Er ist beim sorgfältigen Zeichnen und Beobachten, beim Mischen und Auftragen der Farben ins Schwitzen gekommen. Jetzt, wo das Bild fertig ist, geht es beiden Männern ähnlich. Nicht nur der Alte ruht sich aus, auch Nagel ist nachdenklich geworden. Er prüft, ob auch alles so auf seinem Bild ist, wie er es gesehen hat.
Groß ins Bild gesetzt hat er den Waldarbeiter Scharf. Trotz seiner Erschöpfung ist der Alte voller Spannung. Die Aufmerksamkeit, die Beweglichkeit und das Geschick, das er aufbringen mußte, um dieses harte Leben zu bestehen, sind zu sehen.
Worauf richten sich diese müden Augen? Welche Gedanken bewegen sich hinter dieser von Falten durchfurchten Stirn und den angespannt gehobenen Brauen? Fest ist die Faust, die den Schirm hält. Der Kopf des alten Mannes erscheint liebenswert. Er leuchtet vor dem schwarzen Schirm und dem rötlichen Bezug des Sessels.
Munter wirkt das einfache Grün des Hutes. Freundlich leuchtet das verwaschene Blau des Hemdes. Bescheiden und doch ein wenig prächtig sind das verschossene Rot des Bezuges und der goldbraune Ton der alten Manchesterweste. Mit seinen Schwüngen und der golden aufleuchtenden Lehne wird aus dem alten Stuhl ein Thron und aus dem Schirm ein Baldachin.
Wieviel Schwarz der Maler verbraucht hat?
Überall, wo er das Leben und die Umgebung der Arbeiter, die er kennt und liebt, beobachtet hat, waren die Farben der Haut und die Farben der Häuser und Straßen mit diesem Schwarz vermischt. Die Farben sind trübe, verblichen und von ärmlicher Schönheit. Die Liebe zur Wahrheit läßt ihn diese Farben sehen, und für den Betrachter werden sie durch ihre Wahrheit schön.
Otto Nagel hat das Bild 1934 gemalt. Damals waren in Deutschland die Nazis an der Macht, und dem bekannten Maler und Kommunisten Otto Nagel war verboten worden, in seinem Atelier zu arbeiten. Auch aus dem Reichsverband Bildender Künstler wurde er, wie viele andere fortschrittliche Maler, ausgeschlossen. Bei einer Haussuchung warf man seine Gemälde aus dem Fenster. Die Nazis haßten solche Bilder von Arbeitern, die die Wirklichkeit zeigten.
Um arbeiten zu können, wählte er sich die Landschaft zum Atelier. Viele Pastelle von den Straßen am Wedding, von den Straßen der Altstadt Berlins entstanden und lassen die gleiche Liebe und Verehrung für das Leben der arbeitenden Menschen spüren. Oder er ging in die nähere Umgebung der Stadt, wie bei unserem Bild, wo er im Veltheimschen Gutswald das Motiv für sein Bild fand.
Heute ist das Bildnis des „Waldarbeiters Scharf" in der Nationalgalerie der Hauptstadt der DDR zu sehen.
Wenn ihr noch andere Bilder des Malers kennenlernen wollt, könnt ihr sie im Otto-Nagel-Haus in Berlin betrachten. Hier ist dem mutigen Künstler ein Museum eingerichtet worden, das sein Werk und Dokumente seines Lebens bewahrt und ausstellt.

Karl-Heinrich Bethke



Zeichnungen: Ladislaus Elischer



Gruppenratswahl

Zur Vorbereitung unserer Gruppenratswahl haben wir alle mit dem neuen Pionierauftrag vertraut gemacht. Jeder weiß jetzt, was zu tun ist.

Gruppenratsvorsitzende Bettina Bludik, 1405 Glienicke, Karl-Neuhof-Oberschule, Klasse 6b

●

Die Gruppenratsmitglieder haben wir zur Diskussion an der Wandzeitung vorgestellt.

Gruppenratsvorsitzender Lutz Meyer, 1402 Bergfelde, Peter-Lamberz-Oberschule, Klasse 6b

●

Alle Pioniere haben wir in die Vorbereitung der Gruppenratswahl einbezogen. Es ist doch wichtig, daß alle etwas machen, jeder muß Initiative ergreifen.

Gruppenratsvorsitzende Bianca Gericke, 1405 Glienicke, Karl-Neuhof-Oberschule, Klasse 4c



Ihr fragt – wir antworten!

Was ist ein Schüttelreim?

Karin Petras, 801 Dresden

Beim Schüttelreim werden die Anfangskonsonanten der beiden letzten Wörter der Verse kreuzweise vertauscht, z. B.:
Es klapperten die Klapperschlangen, bis ihre Klappern schlapper klangen.
Wer weiß oder erdenkt weitere Schüttelreime? Sendet sie an „Frösi".



Da schmunzelt der Postillion

Regelmäßig führt unsere Gruppe eine Laserdiskussion durch.

●

Die Arbeitsgemeinschaft „Junge Förster" hilft auch bei der Waldfütterung.

●

Als Junge Naturforscher wissen wir, daß man die Vögel an ihren Bratstätten nicht beunruhigt.

●

Undisziplinierte Schüler nehmen wir zu den Wandertagen aus.

●

Alle Schüler haben die Ferien gut verbracht, und jetzt sitzen sie in der Schule verbrannt auf ihren Plätzen.

●

In den Ferien führten wir in einem Altersheim einen NAW-Aufstand durch.

Auflösung der Preisausschreiben

Unter dem Kennwort „IX. Parteitag" stellten wir euch im Heft 5/76 drei Fragen. Und so mußten die richtigen Antworten lauten:
1. = bis 1990; 2. = Warschauer Vertrag;
3. = Orenburg.
„Druckfehler gesucht" hieß es in der „Frösi"-Lernschule im Heft 5/76. Wer die sieben Fehler entdeckte und zum richtigen Termin an uns abgeschickt hat, kam in die große Preistrommel. Für alle Gewinner, und natürlich auch für die Pioniere, denen diesmal das Glück nicht hold war, hier die Auflösung:

falsch	richtig
331	31
seuftzend	seufzend
seit	seid
woanders	wo anders
daß	das
empfinden	Empfinden

Heft 6/76:

Wer einen ungarischen Brieffreund hat, dem fiel es diesmal bestimmt nicht schwer, die sechs Fragen zu beantworten. Für alle, die ihr Wissen über unsere Freunde unter dem Kennwort „Elöre" erprobt haben, hier die richtigen Antworten:
1. = c 1957; 2. = „Vorwärts"; 3. = Zànka; 4. = Csilleberć; 5. = 1949; 6. = Pajtas.

Die richtige Interpunktion mußte gefunden werden. Und so stimmte es genau:
Der geborgte Esel öffnete das Maul. Des Pioniers Sprungkraft hatte die Pioniergruppe in Erstaunen versetzt. Trat der Esel nun, war es um den Jungen geschehen.

Heft 7/76:

Für alle Sportler oder solche, die es werden wollen, war unser Preisausschreiben unter dem Kennwort „Olympische Sommerspiele" gedacht.
Und so mußten die Ergebnisse lauten, um eine „Medaillenchance" zu haben:
1. = Athen; 2. = 3. Platz; 3. = 100-m-Lauf, Weitsprung, Kugelstoßen, Hochsprung, Speerwurf, 400-m-Lauf, Diskuswurf, Stabhochsprung, 110-m-Hürdenlauf, 1500-m-Lauf; 4. = Moskau; 5. = Montreal.

Rätselauflösungen von Seite 13

1–10 Semmelweis, 7–19 Weisheitszahn, 17–20 Ahne, 20–26 Elefant, 24–30 Antonow, 28–34 Nowosti, 34–42 Infinitiv, 42–47 Vision, 46–50 Onega, 48–51 egal, 49–55 Galaxis, 54–61 Isegrimm, 57–62 Grimma, 59–66 immanent, 64–69 Entree, 67–71 Reede, 70–76 Dederon, 74–80 Rondell, 78–81 Elle, 80–85 Letter, 85–88 rein, 86–93 Einstein, 91–97 Einfuhr, 97–102 Roggen, 100–106 General, 105–108 Alge, 108–115 Ensemble, 114–120 Leipzig, 120–125 Ganges, 124–130 Estrade, 129–138 Dekoration, 138–146 Nachricht, 142–152 Richtlinien, 152–159 November, 157–165 Bernstein, 164–171 Indianer, 171–177 Rostock, 175–179 Ocker, 179–183 Rügen, 183–196 Neubrandenburg, 193–198 Burgas, 196–200 Gasse, 199–208 Sewastopol, 205–209 Opole, 208–210 Lem, 209–214 Emblem, 214–219 Mutter, 217–224 Terrasse, 223–229 Segment, 227–230 Ente, 229–234 Teller, 234–237 Riga, 237–242 Afrika, 242–246 Ampel, 244–251 Pelerine.

Unser

MANFRED WEINERT

Haltet die Luft an! Von wegen, unser Vadder hat einen langweiligen Beruf, zertritt bloß das Gras auf der Weide. – Fünfhundert Schafe hütet er. Ohne Schafe keine Schafwolle, kein Hammelfleisch, keinen Schafpelz. Treibt er die Schafe aus, muß er verdammt aufpassen, denn wo Kunstdünger gestreut ist, dürfen die Schafe nicht weiden. Und Vorsicht vor einem Kleefeld. Die Schafe stürzen sich darauf, fressen und fressen. Doch ruckzuck bläht der Klee sie auf. Dann liegen sie da und schnappen nach Luft wie Karpfen und schnappen bald nicht mehr nach Luft. Tot. Aus. So ist das!

Natürlich hat unser Vadder Hunde. Grinst nicht. Das sind Klassehunde. In der ganzen Republik sind sie bekannt, wie unser Vadder. Ich gebe an? Dann sagt mir, wo er am letzten Sonnabend und Sonntag gewesen ist, na? Er bekam eine Einladung: An den Schäfermeister Siegfried Kleinwächter, Jürgenstorf, Bezirk Neubrandenburg. Das war die Einladung zum DDR-Hüten.

Aha, jetzt winkt ihr ab. Aber mit mir streiten. Das DDR-Hüten ist die Republiksspartakiade der Schäfer. Erst Kreisausscheid, dann Wettkampf im Bezirk, und der Sieger fährt ... – Nein, nicht zum DDR-Hüten. Das wären zu viele. Der Wettkampf würde zu lange dauern. Die Schafherden würden ermüden. Also kämpfen die Besten der Nordbezirke Rostock, Schwerin und Neubrandenburg um die Fahrkarte zum DDR-Hüten. Und unser Vadder durfte fahren.

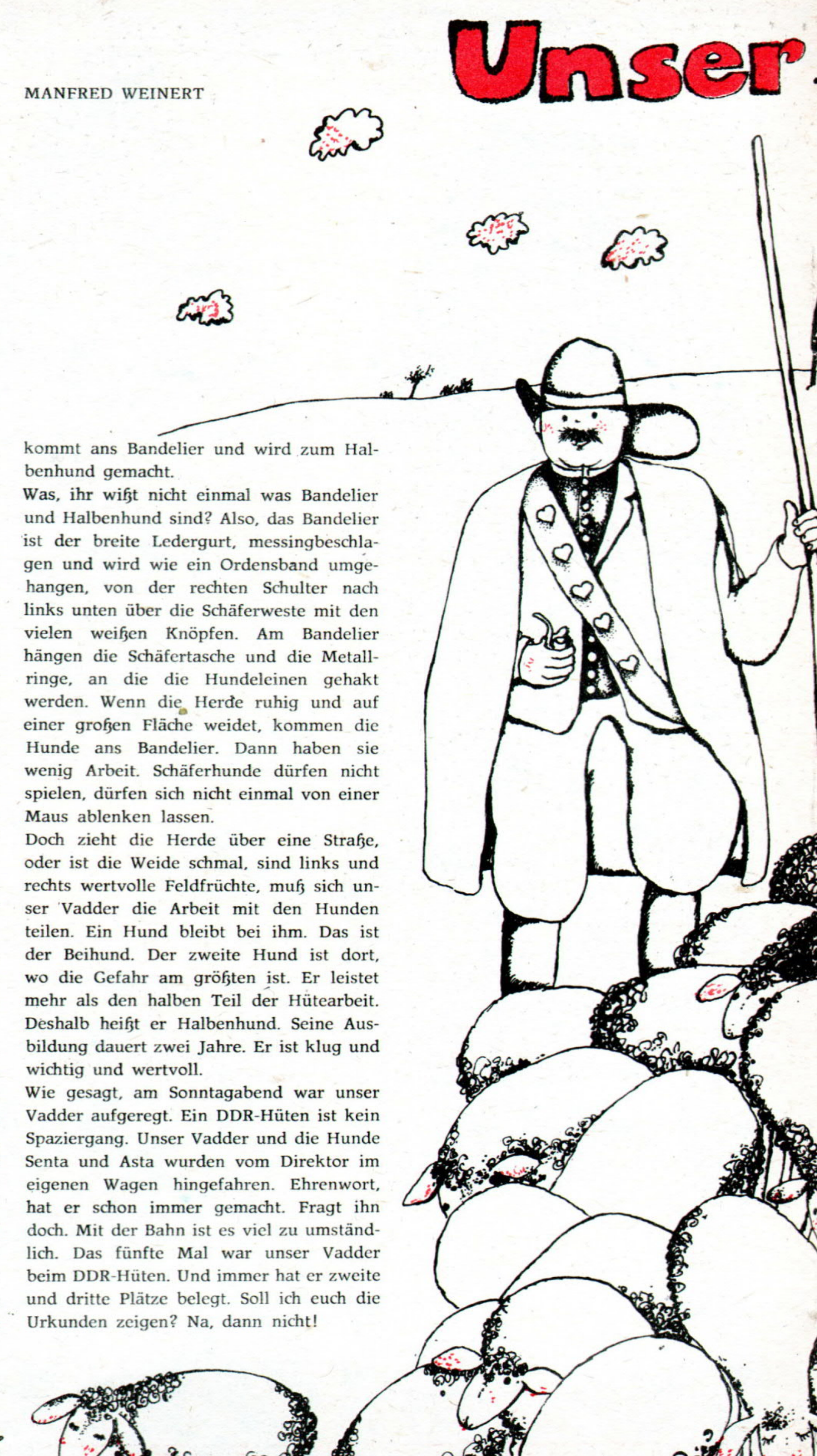
Das gab eine Unruhe im Haus. Dabei ist unser Vadder ein ganz ruhiger, redet nur viel, wenn er aufgeregt oder in Stimmung ist.

Als er Sonntagabend vom Ausscheid kam, war er aufgeregt und redete bis abends um zehn. Von wegen Schnaps und Bier. Bei euch vielleicht. Unser Vadder trinkt nicht. Und erzählt er, machen wir große Ohren – Mutter, und vor allem dieser Krümel hier. Sag auch mal was, Peter. Nachher petzt du wieder zu Hause: Der Jürgen hat sich gestritten. Und wenn schon! Auf unseren Vadder laß' ich nichts kommen. Wenn einer noch einmal Nachtwächter sagt. Wir heißen Kleinwächter! Also, mit dem spiel' ich Hundabrichten. Er kommt ans Bandelier und wird zum Halbenhund gemacht.

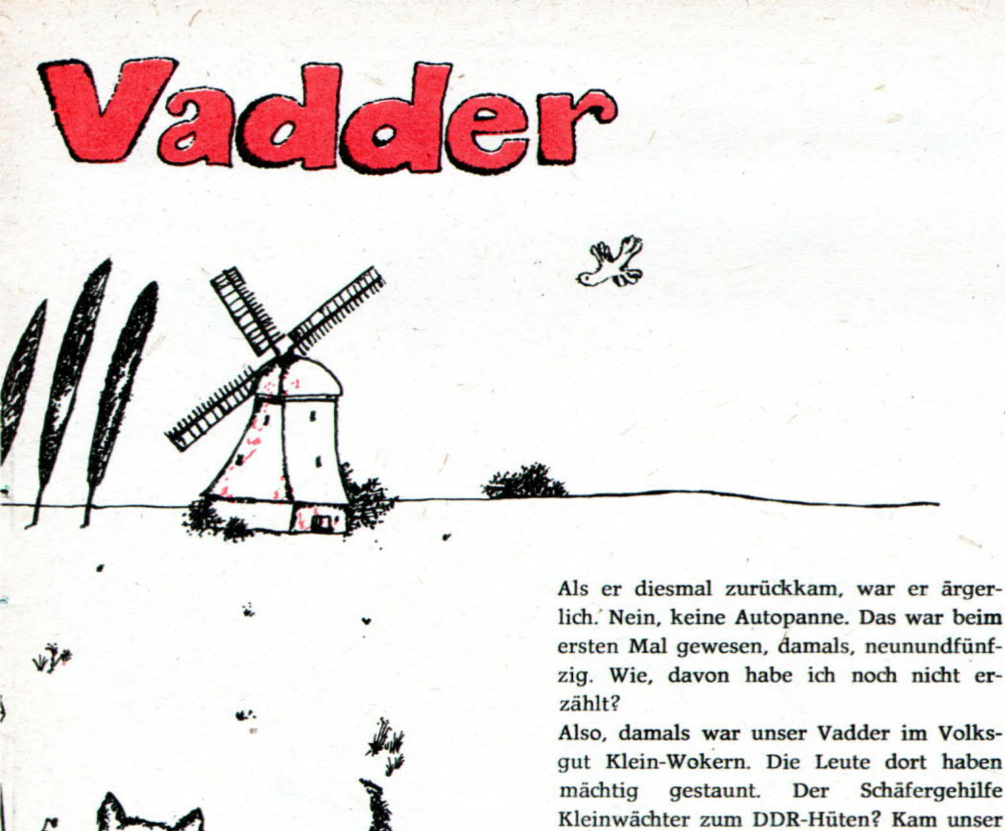
Was, ihr wißt nicht einmal was Bandelier und Halbenhund sind? Also, das Bandelier ist der breite Ledergurt, messingbeschlagen und wird wie ein Ordensband umgehangen, von der rechten Schulter nach links unten über die Schäferweste mit den vielen weißen Knöpfen. Am Bandelier hängen die Schäfertasche und die Metallringe, an die die Hundeleinen gehakt werden. Wenn die Herde ruhig und auf einer großen Fläche weidet, kommen die Hunde ans Bandelier. Dann haben sie wenig Arbeit. Schäferhunde dürfen nicht spielen, dürfen sich nicht einmal von einer Maus ablenken lassen.

Doch zieht die Herde über eine Straße, oder ist die Weide schmal, sind links und rechts wertvolle Feldfrüchte, muß sich unser Vadder die Arbeit mit den Hunden teilen. Ein Hund bleibt bei ihm. Das ist der Beihund. Der zweite Hund ist dort, wo die Gefahr am größten ist. Er leistet mehr als den halben Teil der Hütearbeit. Deshalb heißt er Halbenhund. Seine Ausbildung dauert zwei Jahre. Er ist klug und wichtig und wertvoll.

Wie gesagt, am Sonntagabend war unser Vadder aufgeregt. Ein DDR-Hüten ist kein Spaziergang. Unser Vadder und die Hunde Senta und Asta wurden vom Direktor im eigenen Wagen hingefahren. Ehrenwort, hat er schon immer gemacht. Fragt ihn doch. Mit der Bahn ist es viel zu umständlich. Das fünfte Mal war unser Vadder beim DDR-Hüten. Und immer hat er zweite und dritte Plätze belegt. Soll ich euch die Urkunden zeigen? Na, dann nicht!



Vadder



Als er diesmal zurückkam, war er ärgerlich. Nein, keine Autopanne. Das war beim ersten Mal gewesen, damals, neunundfünfzig. Wie, davon habe ich noch nicht erzählt?
Also, damals war unser Vadder im Volksgut Klein-Wokern. Die Leute dort haben mächtig gestaunt. Der Schäfergehilfe Kleinwächter zum DDR-Hüten? Kam unser Vadder abends mit der Herde hereingetrieben, setzte sich der wissenschaftliche Assistent jedesmal auf den Trecker. Der Halbenhund damals war im Straßenverkehr noch unsicher und mußte trainiert werden. Dann sollte es losgehen. Der Oberbuchhalter hatte einen Barkasbus bestellt. Um neun wollten sie abfahren. Um zwölf saßen sie noch auf dem Volksgut, mußten bis Kamenz, und das ist schließlich kein Katzensprung. Wenn unser Vadder sagt, daß es zum Heulen war, dann war 's zum Heulen. Schließlich war er zum ersten Mal der Beste der drei Nordbezirke.
Nachmittags um drei kam das Auto, hatte Reifenpanne gehabt, und der Kraftfahrer war schlecht gelaunt. Vadder auch. Kaum waren sie fünfzig Kilometer auf der Autobahn, peng, wieder Panne, der zweite Reifen. Und kein Ersatzrad mehr, und weit und breit kein Dorf, und es wurde dunkel. So fuhren sie auf der Felge weiter, zwanzig Kilometer auf der Felge. Das müßt ihr mitgemacht haben. Endlich ein Dorf. Es war Nacht, als sie an die Fenster klopften, so oft, bis sie einen Mann und eine Werkstatt und Flickzeug fanden. Sie bauten bis nachts um drei.
Früh um sechs kamen sie in Kamenz an. An Schlaf war nicht mehr zu denken, dabei waren Vadder und die Hunde hundemüde. Zu allem Pech zog er auch noch die Startnummer eins, und dann sahen ihm zwei- bis dreitausend Fachleute zu. So ein Leistungshüten ist ein Mehrkampf mit verschiedenen Übungen. Eine verlangt, die Schafe auf einer Straße zu treiben. Vadder und der Beihund gehen ganz rechts. Aber der Halbenhund arbeitet auf der Straße, muß die Herde in einer ganz schmalen Spur halten, daß die Autos vorbei können. Dann kam das Testauto. Weiß der Teufel, was mit dem Halbenhund los war. Statt nur zu zwicken, biß er ein Schaf. Es schreckte auf und scheuchte die Herde auf den Wegrand und fast in ein Roggenfeld. So etwas gibt Minuspunkte. Junge, da hätte ich unsren Vadder sehen mögen! Denn alles andere klappte prima. Er wurde sogar noch dritter. Toll, was?
Ja, Schäfer sein ist eine aufregende Sache. Als ich geboren wurde, hat Vadder die Meisterprüfung gemacht. Jetzt studiert er Agroingenieur, ist viel unterwegs, und die Hunde müssen im Zwinger bleiben. So verlernen sie, eine Herde zu führen. Deshalb wollte Vadder diesmal gar nicht an den Wettkämpfen teilnehmen. Doch heimlich zwickte ihn die Lust, einmal Sieger zu werden, einmal bester Schäfer der DDR zu sein. Und als er wieder der Beste der drei Nordbezirke geworden war, sagte er: „Junge, ich muß es schaffen!"
Aber dieses Auspferchen. Das ist auch eine Übung beim Leistungshüten. Ein Pferch kennt ihr, dieses eingezäumte Freigehege, in dem immer eine Herde warten muß. Unser Vadder mußte also eine der Wettkampfherden aus so einem Pferch treiben und mußte mit ihr an einer anderen, noch eingesperrten vorbei. Wo muß da der Halbenhund arbeiten, na? Richtig, er muß zwischen der austreibenden und der eingesperrten Herde hin und her sausen. Dann wären unserem Vadder keine Schafe zur eingesperrten Herde hinübergewechselt. Der Halbenhund hätte Ordnung geschafft. Doch so?
Vadder hat nicht richtig nachgedacht, und am Ende lag er einen Punkt hinter dem Sieger, einen Punkt – begreift ihr das? Und da sagt ihr, Schäfer sein, ist langweilig? Unser Vadder zertritt nur das Gras auf der Weide? Denkt lieber ein bißchen nach, bevor ihr uns das nächste Mal ärgert!





Zeichnungen: Jutta Mirtschin



Schminke-Winke

Hundert Möglichkeiten gibt es, wie ihr euch mit Hilfe der dem Heft beiliegenden Schminkfarben in einen Clown oder jede andere beliebige Figur verwandeln könnt. Anlässe für einen Auftritt gibt es genug. Schließlich werdet ihr euch im neuen Schuljahr alle an künstlerischen Wettstreiten beteiligen und Programme und Szenen einüben. Für eine Clownsmaske verlängert mit der roten Schminkfarbe die Mundwinkel nach oben. Eine große Pappnase schneidet aus Karton. Zum Abschminken tragt mit Zellstoff Vaseline auf euer Gesicht und entfernt die Schminke wieder.

Tüten-Typen

Schnell könnt ihr euch in eine Katze, Maus, einen Bären, einen Hahn oder in eine Sonne verwandeln. Klebt große Papiertüten, bemalt sie mit Wasserfarbe oder der Schminkfarbe. Vergeßt nicht, Augenlöcher in die „Maske" zu schneiden.

Fidele Finger-Figuren

Schminkt eure Finger zu Schauspielern. Klebt mit einem Leimtupfer Haare aus Wollfäden oder Buntpapier auf die Fingerkuppen. Die Kopfbedeckungen klebt aus Buntpapier. Eine Bühne ist nicht erforderlich, eine Tischkante genügt schon. Die Stücke müßt ihr euch selbst schreiben. Probiert sie gut, wenn ihr sie vorführen wollt.

Text und Zeichnungen: Otto Sperling

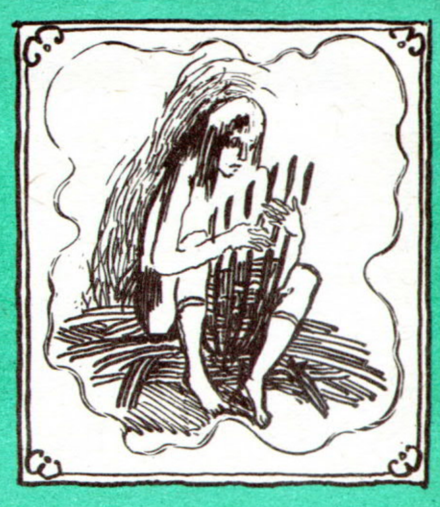


Der Narr von Delft

Text: Ingeborg Feustel Zeichnungen: Sabine Kahane



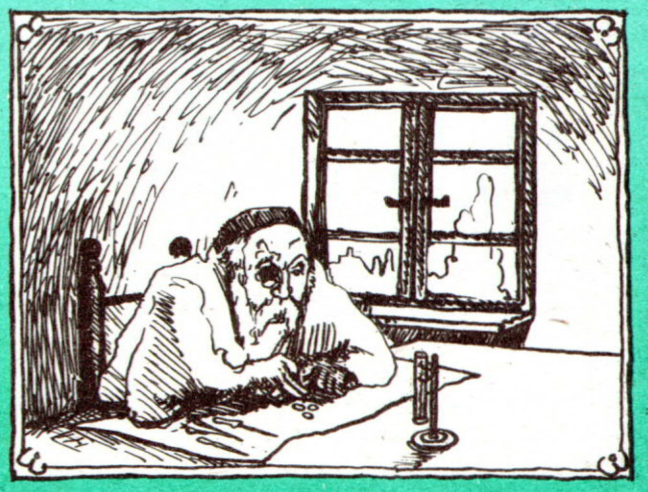
1. 1680. Der erste Schnee fällt in die Delfter Gassen. Ein Mann geht durch die Altstadt. Ein Rudel Kinder singt hinter ihm her: „Narr, Narr, Flickenschuh, Hexenmeister noch dazu!" Wer ist dieser Mann?



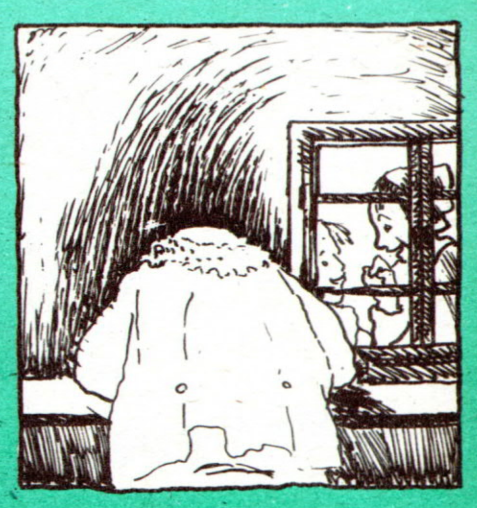
2. Anton van Leeuwenhoek! 1632 in Delft geboren. Schon als kleiner Junge arbeitet er in der Korbmacherwerkstatt seines Vaters, einem Geschäft, das trotz Fleiß nur Armut bringt.



3. Anton ist ein aufgeweckter Junge, und so bringt ihn die Mutter in die Beamtenschule nach Amsterdam. Doch Bücher und Kost verschlingen die letzten Gulden. Anton muß zu einem Krämer in die Lehre.



4. Später kauft er sich selbst einen kleinen Krämerladen. Aber die meiste Zeit verbringt er neben den Brillenmachern und Glasschleifern, beginnt eigenhändig zu schleifen, kleinere und immer kleinere Linsen, steckt eines Tages die winzigen Linsen hintereinander.



5. Er zerlegt Käfer, spießt Fliegen auf Nadeln, holt sich verdorbenes Fleisch und betrachtet alles hinter den Linsen – tausendmal. Die Leute lachen Leeuwenhoek aus.



6. Da kommt eines Tages der Gelehrte Regnier de Graaf zufällig durch die Gasse, hört die Spottlieder der Kinder, wird neugierig und besucht den alten Mann.



7. Obgleich Leeuwenhoek dem Gelehrten nicht einmal gestattet, die Linsen anzufassen und ihn immer wieder mißtrauisch von seinen Mikroskopen zurückdrängt, erkennt de Graaf sofort die ungeheure Bedeutung dieser Forschung.

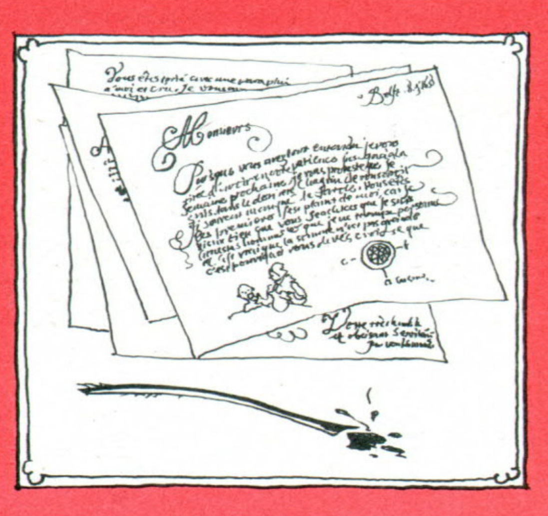


8. Am Abend schreibt der Gelehrte einen Brief nach London, in dem er ausführlich von dem sonderbaren alten Mann und seinen Linsen berichtet.



9. Die Physiker Boyle und Newton und mit ihnen andere Wissenschaftler lesen aufmerksam den Brief aus Delft. Diese fortschrittlichen Wissenschaftler nennen sich das „Kollegium der Rebellen". Sie wollen nur noch glauben, was sie selbst nachgeprüft haben.







10. Wie muß es diese Wissenschaftler interessieren, was der seltsame Alte in Delft durch seine Gläser sieht. Briefe gehen hin und her. Und oft wissen die Londoner Gelehrten nicht: sollen sie nun Leeuwenhoeks Briefe bewundern oder darüber laut lachen.

11. Leeuwenhoek beschreibt und zeichnet alles, was er täglich erlebt. Er berichtet von den Putzkrallen der Biene und von seinem Streit mit der Nachbarin, von den Facettenaugen der Stubenfliege und den unerhört angestiegenen Preisen von Kohlköpfen.

12. Die Zeit vergeht. Leeuwenhoek kümmert sich kaum um sie. Er hockt hinter seinen Linsen und beobachtet. Und eines Tages läuft er auf die Gasse und ruft aufgeregt die ganze Nachbarschaft zusammen.



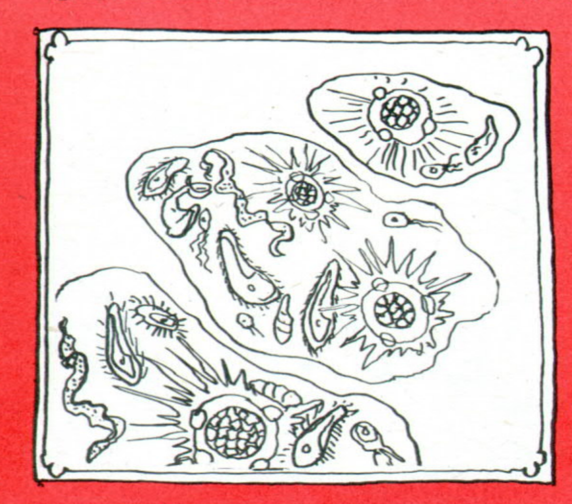


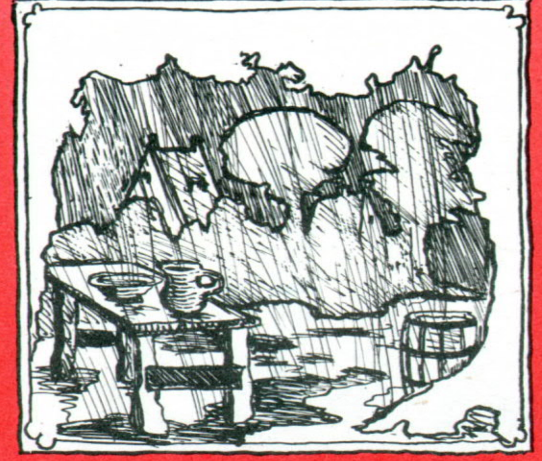


13. „Ich habe Tierlein im Wassertropfen gesehen!" Die Nachbarn sind neugierig herbeigekommen und sehen zu, wie der alte Mann eine lange dünne, hohle Glasnadel nimmt und sie in das Wasser der Regentonne taucht.

14. Leeuwenhoek hält die Tropfen hinter seine Linse und läßt die Umstehenden durchsehen. Das Geschwätz verstummt. Manche rennen vor Schreck die Gasse hinunter, andere halten den alten Mann für einen Hexenmeister und weichen ängstlich vor ihm zurück.

15. Was sie da sehen, hat vor ihnen noch niemand erblickt – die Kleinlebewelt der Mikroben. Der Mensch wird lernen, mit dem Mikroskop die Infektionskrankheiten zu besiegen. Aber davon ahnt Leeuwenhoek noch nichts. Ihn quält eine neue Frage: Woher kommen die Tierlein?







16. Leeuwenhoek ist wie besessen. Immer wieder entdeckt er in den schmutzigen Wassertropfen neue Tiere mit einem Wimpernkranz – Tiere, die wie winzige Trompeten aussehen und andere, die mit schlagenden Geißeln durch den Tropfen schießen. Aber wo kommen sie her?

17. Fallen sie mit dem Regen vom Himmel? Leeuwenhoek fängt das Regenwasser in sauberen Schüsseln auf und untersucht es. Nicht ein einziges Tierchen ist zu sehen. Vom Himmel fallen sie also nicht. Entstehen sie aus faulendem Wasser?

18. Leeuwenhoek kann dieses Problem nicht klären. Er wendet sich einer anderen Frage zu: Warum beißt der Pfeffer auf der Zunge? Hat er winzige Widerhaken? Er zerreibt Pfeffer und weicht ihn in Wasser auf.



19. Keine Widerhaken! Ärgerlich läßt Leeuwenhoek den Sud stehen. Nach Tagen untersucht er ihn noch einmal. Und da sind sie wieder. diese seltsamen Tierchen! Mehr als im Regenwasser! Sind sie überall?



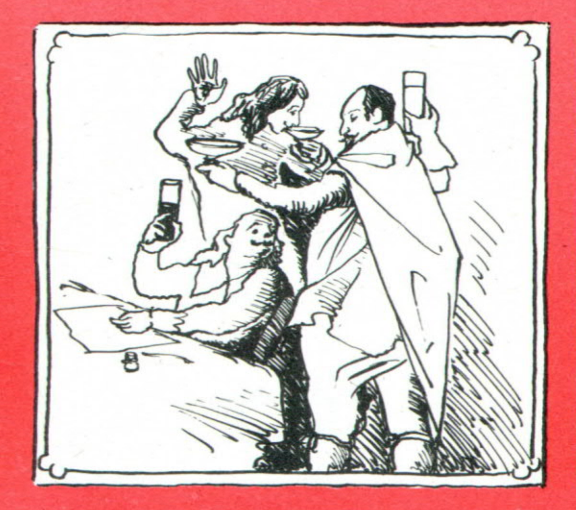
20. Er berichtet darüber nach London. Und nun glauben auch viele Londoner, der Alte aus Delft ist ein Narr. Aber dieser hat Zeugen, die diese Tierlein auch gesehen haben.



21. Und es gibt Gelehrte in London, die glauben an den Alten aus Delft. Sie geben Hooke den Auftrag, ein Mikroskop nachzubauen. Es ist nicht so gut und scharf, wird aber für das Experiment mit den Pfefferkörnern ausreichen.



22. Wieder sitzt das „Kollegium der Rebellen" auf den Bänken, starrt auf die Tropfen des fauligen Pfefferwassers. Und wirklich! Hinter den Linsen tummeln sich die Tierlein im Wassertropfen.



23. Die Wissenschaftler springen von den Bänken, drängen einander vom Mikroskop. Sie feiern den Hexenmeister aus Delft, schreiben ihm noch am selben Tag einen Brief und ernennen ihn zum Mitglied ihrer Gesellschaft.



24. In einem kunstvoll verzierten Kästchen kommt das Schreiben nach Delft. Da sitzt der alte Leeuwenhoek stundenlang stumm vor diesem Brief. Später sagt er, es wäre der schönste Tag seines Lebens gewesen.



25. Wieder beginnt er Linsen zu schleifen, viel feiner, viel winziger als die ersten – aber niemanden läßt er an sein Mikroskop heran. Mißtrauisch hält er seine Linsen fest, wenn andere hindurchschauen.



26. Leeuwenhoek sieht als erster den Blutkreislauf im Schwanz eines Fisches und bestätigt damit die Theorie vom geschlossenen Blutkreislauf der höheren Lebewesen.
Zar Peter von Rußland und viele bekannte Gelehrte reisen nach Delft, um durch die Wundergläser des alten Mannes in eine unbekannte Welt zu sehen – die der Mikroben.



27. Leeuwenhoek schreibt seinen letzten Brief an die „Royal Society", wie sich die „Rebellen" jetzt nennen, auf dem Sterbebett. Dieser Brief endet mit dem Satz: „Ausdauer, viel Zeit und immer eifrig den Kopf gebrauchen, bei der Sache sein – das führt zum Ziel."

28. Im Alter von fast 91 Jahren stirbt Anton de Leeuwenhoek. Er hat mit seinen Mikroskopen nicht nur den belebten Mikrokosmos entdeckt, sondern auch späteren Forschern wie Robert Koch, Emil Behring, Elias Meschnikow und Louis Pasteur die Waffe in die Hand gegeben, um eine Geißel der Menschheit zu erkennen und auszurotten, die ansteckenden Krankheiten.

Tüte wieder vor Gericht

„Um Mark und Pfennig"

Tüte ein Rückfalltäter?
Gibt es eine Gummimark?
Berechtigter Vorwurf oder Verleumdung?
Was hat Eis mit dem Nutzeffekt zu tun?
Bewährungszeit nicht bestanden?
Wie wirft man Geld aus dem Fenster?
Kann eine Mark mehr oder weniger nützlich sein?

Text: Dieter Wilkendorf, Zeichnungen: Richard Hambach

Ihr erinnert euch sicher: Tüte stand vor Gericht.
Neben aufsehenerregenden Verhandlungen wurde er vom Oberrichter Mäxchen verpflichtet, mit Zeit und Material sparsamer umzugehen. Seine Bestrafung wurde auf Bewährung ausgesetzt. Und nun liegt eine neue Beschwerde vor. Gerechtfertigt? Verleumdung? Fräulein Mark ist die Klägerin ...



Tüte ist beleidigt

Tüte: Was wollen Sie denn nun schon wieder von mir? Habe ich etwa weiße Mäuse in die Klasse gesetzt, Frau Meiers Katze grün gefärbt oder bei unserem Nachbarn Klingelspiele veranstaltet? Nichts von alledem. Glauben Sie mir: Tüte ist ein wahrer Goldjunge geworden, immer höflich, immer hilfsbereit, niemals wieder dumme Streiche. Also, wieso stehe ich nun schon wieder hier? Zum Platzen ist das ...

Krach im Gericht

Frl. Mark: Zum Platzen? Zum Platzen ist, wie Sie mit mir umgehen, wie Sie mich mißachten und geringschätzen, Sie alte Tüte, Sie!
Mäxchen: Ich muß doch bitten, Fräulein Mark, keine Zwischenrufe und mehr Disziplin!
Tüte: Jawohl, Ruhe soll sie geben, diese komische Eins mit ihrem großen Rand ...
Mäxchen: Angeklagter! Wir mußten Sie erst vor einiger Zeit ernsthaft ermahnen, mit der Zeit sparsamer umzugehen.

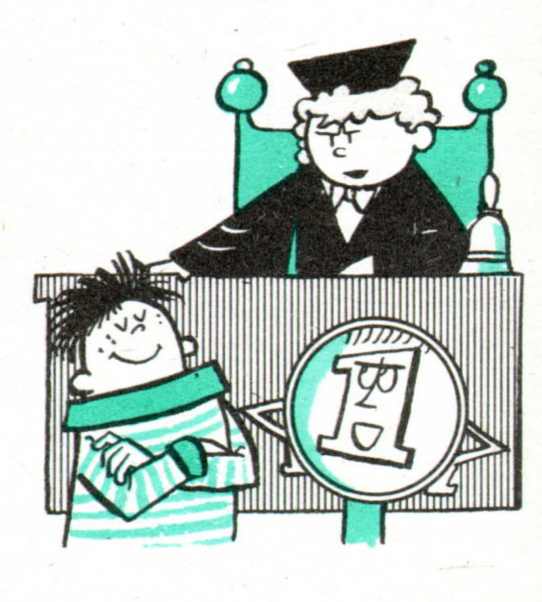


Tüte – ein Goldjunge?

Tüte: Mach' ich doch jetzt, und wie!
Mäxchen: Wir forderten Sie auf, mit Altstoffen nicht mehr Wald und Wiesen zu schmücken.
Tüte: Fragen Sie mal beim Schrott-Anton, da bin ich jetzt Stammkunde ...
Frl. Mark: Ja, aber nur zum Spielen mit Antons Hannelore.

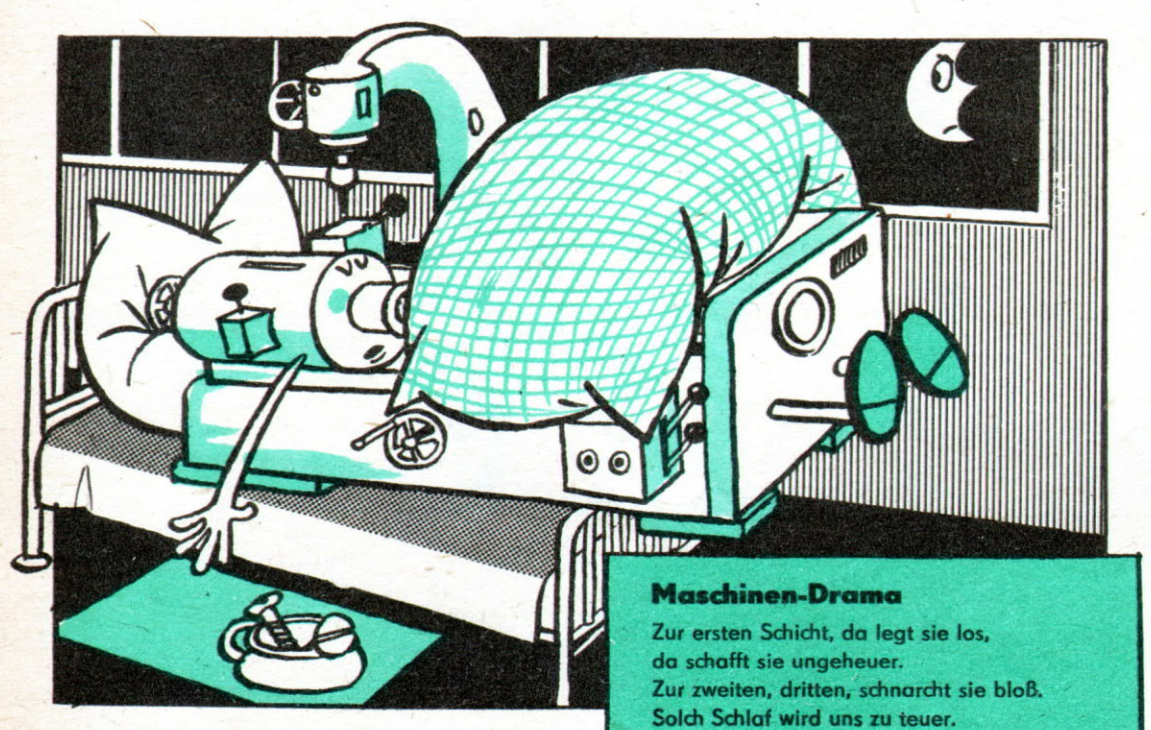
Ein erneuter Vorwurf

Mäxchen: Nun wird leider erneut ein gewichtiger Vorwurf erhoben.
Tüte: Von der Mark, der alten Hexe, nicht wahr?
Mäxchen: Ein gewichtiger Vorwurf, und das ist bedenklich.
Frl. Mark: Bedenklich? Unerhört ist das! Kriminell! Verbrecherisch, tütendoof!
Tüte: Haaah! Muß ich mir das sagen lassen? Ich, der Tüte? Von dieser mickrigen Scheibe?
Mäxchen: Hören Sie gut zu, Angeklagter: Haben Sie gesagt: Mark ist Mark, wofür man sie ausgibt, ist völlig piepegal?



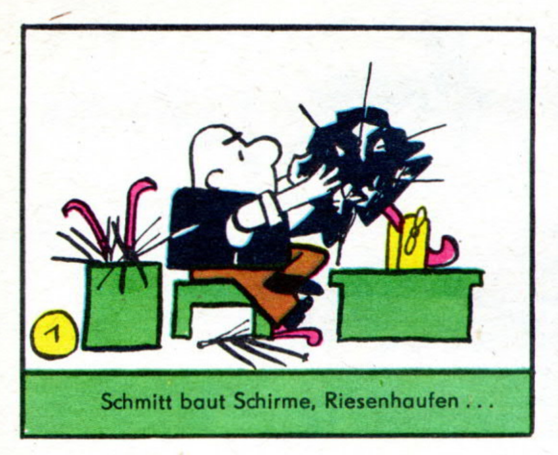
Seltsame Ansichten

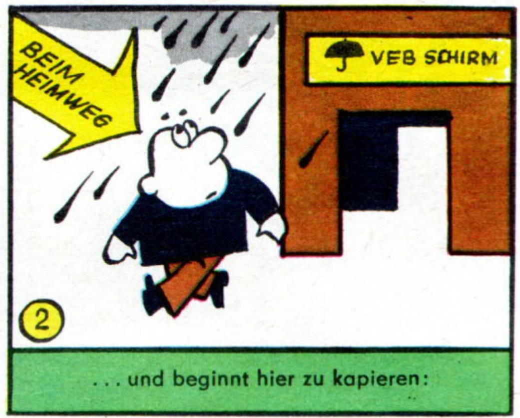
Tüte: Piepegal? Schnurzpiepegal ist das. Hab' ich mal 'ne Mark – schwupp ist sie weg – wie eine Seifenblase. Was soll ich da lange überlegen?
Frl. Mark: Da hören Sie es, Herr Richter. Sogar schnurz ist es ihm – und ich eine Seifenblase? Dabei wiege ich hart und schwer. Fragen Sie nur mal im Lohnbüro nach ...
Tüte: Hihi! Hart und schwer – daß ich nicht lache! Eine Schneeflocke sind Sie – bekommen, ausgegeben – weggetaut – auf Nimmerwiedersehen ...



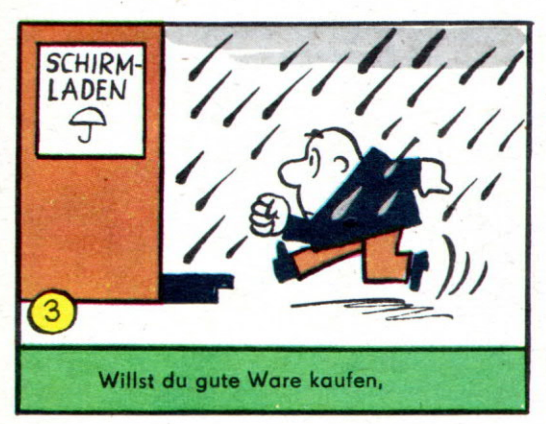
Maschinen-Drama

Zur ersten Schicht, da legt sie los,
da schafft sie ungeheuer.
Zur zweiten, dritten, schnarcht sie bloß.
Solch Schlaf wird uns zu teuer.

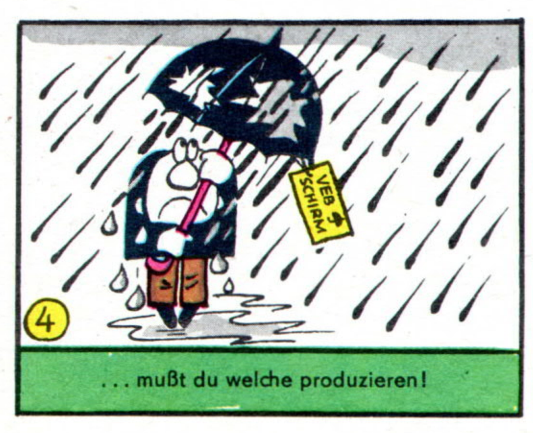

Schmitt baut Schirme, Riesenhaufen ...



... und beginnt hier zu kapieren:



Willst du gute Ware kaufen,



... mußt du welche produzieren!

Dr. Spar: ... und geben Geld für neue, teuere und bessere Maschinen aus, die aber weniger Aufwand an körperlicher Kraft und an Zeit verlangen, in drei Schichten laufen und mehr produzieren. Haben Sie dann mehr oder weniger Geld ausgegeben?
Tüte: Na – mehr natürlich! Nein, weniger – nein mehr und weniger ...
Frl. Mark: Hihi – das macht der Doktor aber fein. Zahlt's ihm auf Mark und Pfennig heim.

Eine zweifelhafte Idee

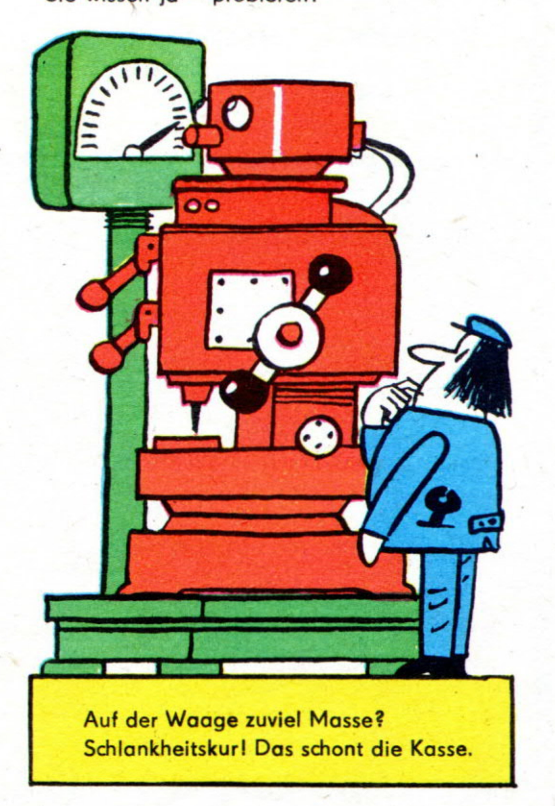
Dr. Spar: Aber Angeklagter, weniger natürlich, weil mehr erreicht wird.
So und nicht anders werden der Mark Kinder geboren: heute die Mark so ausgeben, daß morgen und übermorgen die Arbeit immer leichter wird, Zeit und Material gespart wird, und zehn und zwanzig Mark Nutzen für die Gesellschaft zurückkehren. Darauf kommt es an.
Frl. Mark: Das ist ein Satz von Güte:
Weniger Aufwand – höherer Nutzen.
Merk es dir, du alte Tüte!
Dr. Spar: Geldausgeben ist eben Gripssache.
Mäxchen: Herzlichen Dank, Dr. Spar. Na, Tüte, alles begriffen?
Tüte: Ja, ja, doch ja. Ich hab' sogar schon eine Idee ...

Tüte schmiedet (Blech) Verse

Mäxchen: Bleiben Sie beim Thema, Angeklagter: Haben Sie gesagt: Warum denn sparsam sein? Das bringt doch gar nichts ein!?
Tüte: Fetzig, was? Von mir – eigene Dichtung!
Mäxchen: Und sagen Sie wirklich immer „Sparen ist Luxus"? Neulich sagten Sie sogar – nach Aussagen von Augenzeugen – daß es der Betrieb, in dem Ihr Onkel arbeitet, gut habe, er hätte Millionen im Plan und brauche nicht auf eine schäbige Mark gucken.
Tüte: Klar, Herr Oberrichter, wieder von mir – im Schnellverfahren! Wollen Sie es hören?
Gehst du mit Millionen um,
dann geiz nicht mit der Mark herum.
Frl. Mark: Frechheit! Und das noch öffentlich. Keine Ahnung hat dieser Tüte.

Tüte in Verlegenheit

Mäxchen: Nun mal Ruhe im Saal – verstanden!
Herr Sachverständiger! Es ist wohl an der Zeit, daß Sie etwas sagen. Bitte, Dr. Spar.
Dr. Spar: Verehrtes Gericht! Um es kurz zu sagen: Die Mark hat es in sich. Sie kann Beine haben und für nichts und wieder nichts davonlaufen, sie kann sich aber auch sinnvoll und nutzbringend mehren.
Tüte: Herrlich – eine Mark, die Junge kriegt, so eine hat mir gerade noch gefehlt.
Dr. Spar: Spotten Sie nicht, junger Mann, fünf Eis oder ein Eis und ein Buch mit Wissen oder eine neue Maschine im Betrieb für eine Schicht oder für drei Schichten. Dasselbe Geld – aber welch unterschiedlicher Nutzen!
Tüte: Aber das Geld ist trotzdem weg – hin ist hin.
Dr. Spar: Langsam, langsam! Eine Preisfrage: Stellen Sie sich vor, Sie seien Betriebsdirektor ...
Tüte: Oh, ja! Aber in einer Schokoladenfabrik, Sie wissen ja – probieren!


Auf der Waage zuviel Masse?
Schlankheitskur! Das schont die Kasse.



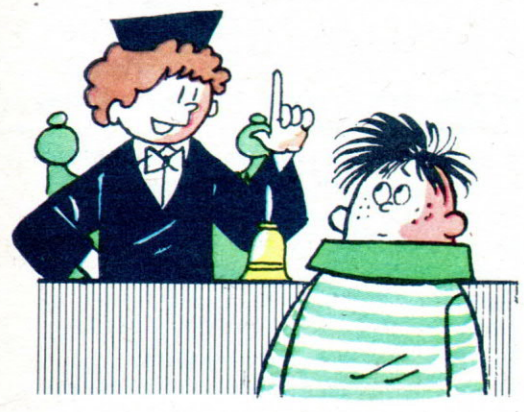
Mäxchen: Na, sehen Sie, man muß nur mal etwas nachdenken, denn die Gummimark, die für alles reicht, gibt es ja nicht.
Tüte: Eben, daran dachte ich auch gerade.
Mäxchen: Aber wenn man lernt ...
Tüte: Geld zu sparen. Ist man dann klug?
Mäxchen: Prima, Tüte, ich sehe, unsere Verhandlung hat sich gelohnt und ...
Tüte: Dann werden sich Mutti und die Straßenbahn aber wundern ...
Mäxchen: Wie bitte? Waaas?
Tüte: Ab morgen wird gespart. Das Eis zahlt Mutti und für die Straßenbahn niemand – jedenfalls nicht ich ...

Mäxchen spricht ein Machtwort

Frl. Mark: Das ist ja die Höhe! Typisch Tüte, dieser Egoist. Wo leben wir denn?
Mäxchen: Ja, wo leben wir denn?
Haben Sie denn noch nicht begriffen, Angeklagter: Wir sind sparsam, damit alle Nutzen haben, der einzelne und die gesamte Gesellschaft, und Sie wollen noch die Gelder, die allen gehören, in die eigene Tasche stecken? Unerhört!

Und später nehmen Sie dann freizügig das Material für das Planschbecken aus dem Betrieb mit nach Hause, was?
Tüte: Hab' ich doch nicht gesagt ...

Die Paten wissen es genau

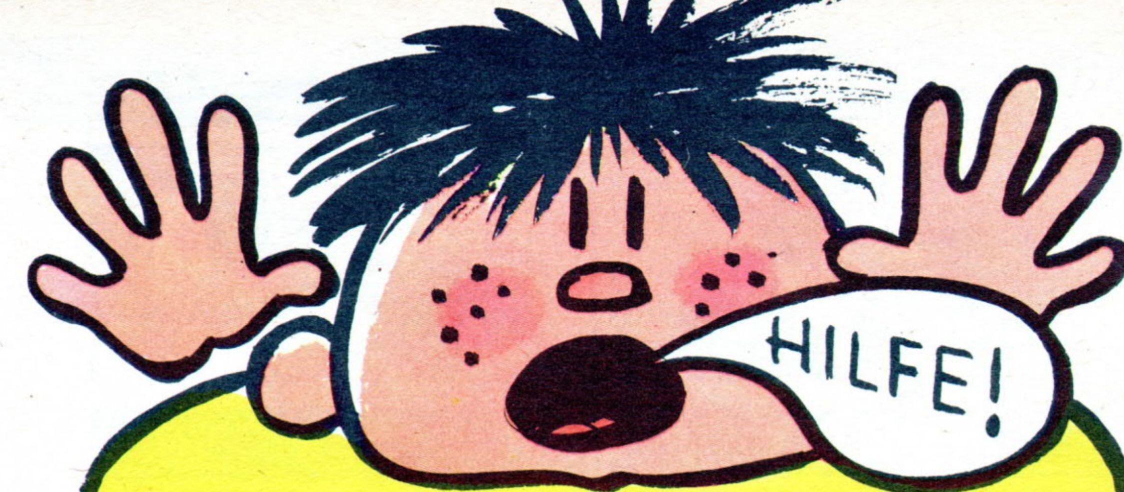


Mäxchen: Ehrlichkeit und Sparsamkeit sind gute Geschwister. Reden Sie lieber öfter mal mit Ihrer Patenbrigade. Dort kennt man „Sparbüchsen junger Neuerer", Brigadekonten für Einsparungen, Kostenkonferenzen usw. Und Sie wollen sogar betrügen?
Herr Tüte, das ist enttäuschend.
Frl. Mark: Na, hab' ich doch gleich gesagt ...
Mäxchen: Keine Gehässigkeiten, bitte – schließlich ist das Problem gar nicht so einfach, und jeder muß es erst begreifen lernen.
Tüte: Oh, Tüte, da bist du aber reingerasselt ...



Das Urteil

Mäxchen: Ich beauftrage Sie, wenigstens einen Vorschlag zu unterbreiten, wie die Mark – zu Hause, in dem Wohngebiet, in der Schule, überall also, besser, nutzbringender und ergebnisreicher einzusetzen ist. Bringen Sie eine Idee, wie man mit gleichem Kostenaufwand mehr und besseres erreichen kann. Die Verhandlung ist beendet.



Ihr habt es gelesen: Ich habe ganz schönen Ärger. Dabei hat Mäxchen sogar recht, nur das Zugeben ist oft schwer.
Nun soll ich Vorschläge machen, wie man sparsamer wirtschaften kann, wo etwas einzusparen ist, wo man etwas besser ausnutzen kann, wie Geld nutzbringender auszugeben ist.
Ich grüble und strapaziere meinen Grips: Soll ich das Eis sein lassen? Nur noch Bücher kaufen?
Gestern habe ich nun Bergers Alfons kräftig „erzogen", weil er wieder am Wartehäuschen eine Scheibe zertöppert hat. Ob das schon was ist?
Aber sagt mal, könnt ihr mir helfen?
Wie denkt ihr, kann man die Mark vernaschen?
Habt ihr einen Tip, eine Idee, wie ich mein Taschengeld so einsetzen kann, daß ein hoher Nutzen entsteht?
Schreibt mir mal bitte recht bald. Ich bin schon ganz kribbelig. Vielleicht nehmt ihr mal unter die Lupe, was im Haushalt alles so weggeworfen wird, aber noch dringend gebraucht wird. Als Altrohstoff oder Verpackung.
Wer mir einen guten Tip gibt, kriegt auch eine Prämie.
Vielleicht ein duftes Bild von uns – fürs Zimmer.
Also, laßt von euch hören! Ich melde mich wieder im Oktober-„Frösi"-Heft.

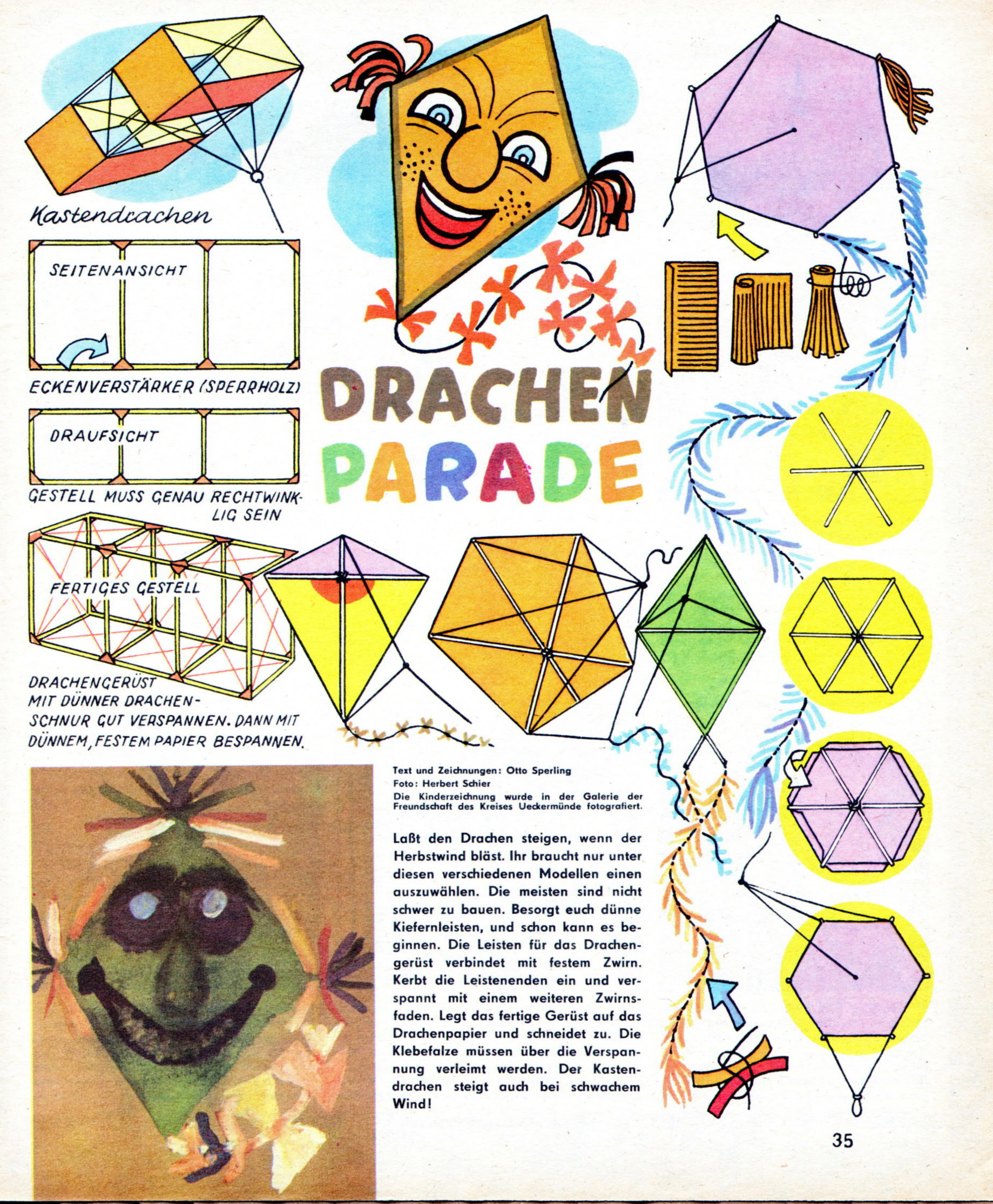
Es lebe die Mark!
euer Tüte

- **Geldausgeben ist Gripssache.**
- **Mit jeder Mark mußt du dich schon wie ein Minister fragen: Was bringt den besten Nutzeffekt?**
- **Ein Ball in der Kellerecke ist teuer, ein Ball auf dem Sportplatz fast geschenkt.**
- **Was nutzt der Kauf der schönsten Bücher, wenn man sie nicht liest?**
- **Mach dir e i n e n Gedanken darüber, wieviel Geld du hast, aber z e h n, wofür du es ausgibst.**

NEUES DEUTSCHLAND

Mit einem Wort: Die Frage nach den Kosten ist die Frage nach dem an jedem Platz, in jedem Bereich gesellschaftlich notwendigen Aufwand bei höchstmöglichem Nutzen für die Gesellschaft, für uns alle. Und dafür lohnt es sich tatsächlich, das Gramm, die Minute und auch den Pfennig genau zu besehen.
Denn Sparsamkeit war und ist eine Tugend, im privaten Haushalt wie dem einer ganzen Volkswirtschaft.
Sparsamkeit – ist ein Prinzip sozialistischen Wirtschaftens. Und die beginnt mit Gramm und Millimeter und auch dem Pfennig.
Durch den Einsatz von verschleißfestem Material bei Abraum- und Kohlebaggern sanken der Materialverbrauch und infolgedessen auch die Kosten.
Die Kosten zu senken, sich darum jeden Tag aufs neue zu bemühen, sich mit einem einmaligen Erfolg nicht zu begnügen – das ist eine äußerst wichtige Voraussetzung für die Verwirklichung der Hauptaufgabe.
Die sozialistische Sparsamkeit ist für uns ein Schlüsselproblem für die Steigerung der Arbeitsproduktivität und der Effektivität und damit für den Sieg der sozialistischen Gesellschaftsordnung. Insofern ist Sparsamkeit nicht nur eine ökonomische, sondern in erster Linie eine gesellschaftliche, eine politische Forderung im Klassenkampf mit dem Imperialismus.

(Auszug)



DRACHEN PARADE

Text und Zeichnungen: Otto Sperling
Foto: Herbert Schier

Die Kinderzeichnung wurde in der Galerie der Freundschaft des Kreises Ueckermünde fotografiert.

Laßt den Drachen steigen, wenn der Herbstwind bläst. Ihr braucht nur unter diesen verschiedenen Modellen einen auszuwählen. Die meisten sind nicht schwer zu bauen. Besorgt euch dünne Kiefernleisten, und schon kann es beginnen. Die Leisten für das Drachengerüst verbindet mit festem Zwirn. Kerbt die Leistenenden ein und verspannt mit einem weiteren Zwirnsfaden. Legt das fertige Gerüst auf das Drachenpapier und schneidet zu. Die Klebefalze müssen über die Verspannung verleimt werden. Der Kastendrachen steigt auch bei schwachem Wind!

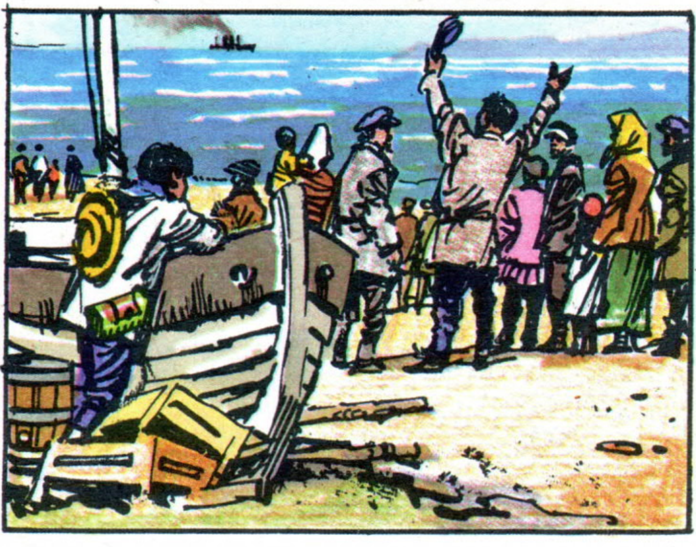
1905 begann die illegale sozialdemokratische Matrosenzentrale in Sewastopol mit der Vorbereitung eines bewaffneten Aufstandes, der aber verfrüht und spontan bereits im Juni auf dem Panzerkreuzer „Potjomkin" ausbrach. In der großen Hafen- und Industriestadt war es schon an den Vortagen zu Demonstrationen und Streiks gekommen. Die Voraussetzungen für ein gemeinsames Handeln zwischen Arbeitern und Matrosen waren also sehr günstig. Doch es fehlte eine zielklare Führung. Das nutzte die zaristische Reaktion aus und ging mit Waffengewalt gegen die Arbeiter vor. Der Aufstand auf dem Panzerkreuzer „Potjomkin" war nach 11 Tagen beendet. Trotz seiner Niederlage hatte er zum ersten Mal die militärische Schwäche, die Besiegbarkeit des Zarismus gezeigt.

Es blinkt ein

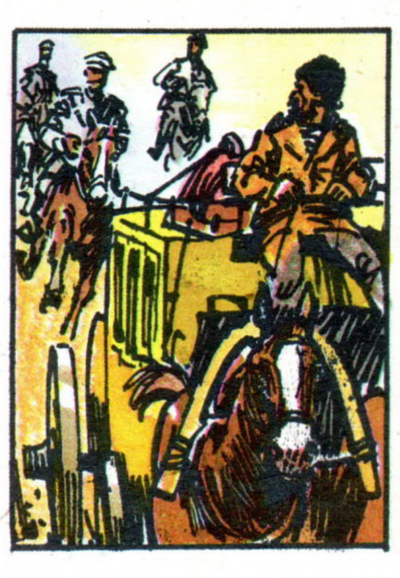
Frei nach Valentin Katajew



1. Es ist fünf Uhr morgens, als auf dem Gutshof das Horn ertönt. Gleichzeitig ist dies das erste Signal zur Abfahrt der Postkutsche. Für die Familie des Odessaer Lehrers Batschej sind die Ferien zu Ende. Im Sonntagsanzug schlendert der 9jährige Petja durch das Gut. Er nimmt Abschied von all den vertrauten Plätzen und Winkeln. Gleichzeitig sind seine Gedanken schon bei seinem Freund Gawrik in Odessa. Viel werden sie sich zu erzählen haben.



2. Lärm zieht Petja ans Wasser. Dort jubeln Landarbeiter einem Schiff zu, dessen Rauchfahne weit am Horizont zu sehen ist. „Das ist er, der Panzerkreuzer ‚Knjas Potjomkin Tawritscheski'!" schreit einer, seine Mütze in die Luft werfend. „Sie sollen das Bollwerk im Odessaer Hafen in Brand geschossen haben!" „Was du da nur redest", nuschelt ein alter Landarbeiter. „Der ‚Potjomkin' liegt in Constanta. Die Aufständischen haben den Kreuzer längst den Rumänen übergeben. Und die Geheimpolizei macht schon Jagd auf die zurückkehrenden Matrosen." Petja zieht fröstelnd die Schultern hoch. Er läuft zur Kutsche. Vater und Petjas kleiner Bruder Pawlik warten schon ungeduldig.



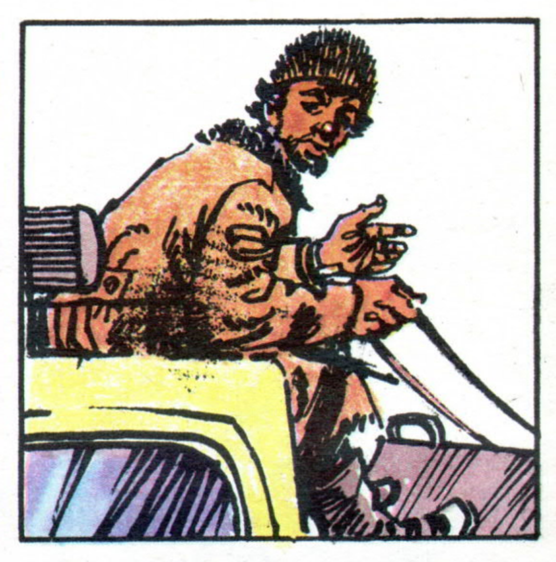
3. Die Fahrt in der Kutsche dauert nicht lange. Eine Patrouille fordert den Kutscher auf zu halten. „Wen und wohin fährst du?" brüllt einer der Berittenen. „Sommerfrischler zum Schiff nach Akkerman. Sie fahren dann nach Odessa!" piepst es diensteifrig vom Kutschbock.



4. „Los, zeigt euch mal!" Das rote Soldatengesicht mit gelbem Schnurrbart und gelben Brauen, mit stachligem Kinn und einer ovalen Kokarde auf dem grünen Mützenschirm, blickt zum Fenster hinein. „Also: Wer seid ihr, verdammt nochmal?" „Sommerfrischler", erwidert Petjas Vater. Ärgerlich schlägt der Anführer mit der Faust gegen die Kutsche. „Wer seid ihr?"

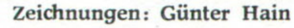


5. Die Stirn des Vaters bedeckt sich mit roten Flekken. Seine Hände zittern, als er alle Knöpfe des Sommermantels schließt. „In welchem Ton reden Sie mit mir? Ich bin Pädagoge an einer Mittleren Lehranstalt, Kollegienrat Batschej. Und das sind meine Söhne!" Der Soldat reißt seine Augen weit auf. Kollegienrat? Weiß der Teufel! „Verzeihung, Euer Gnaden. Ein Mißverständnis!" Nach einem lauten Kommando galoppiert der Trupp davon.

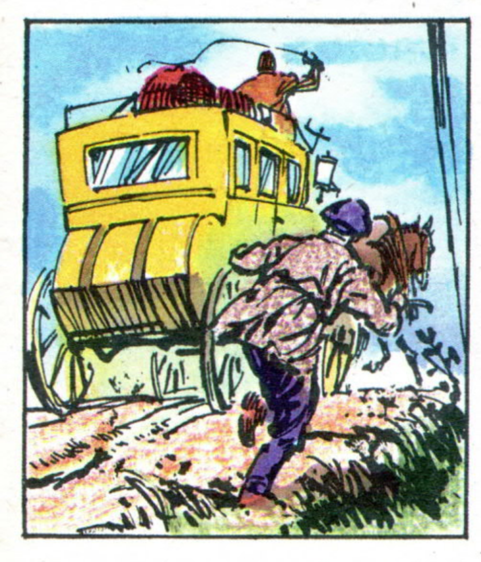


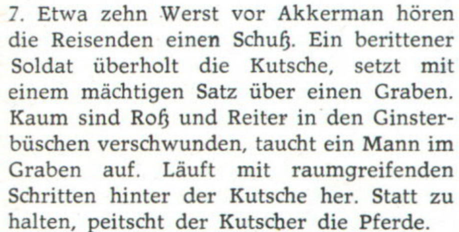
6. „Hol euch dieser und jener!" spuckt der Kutscher durch die Zähne. „Da hat einer gestern das Haus des Gutsbesitzers Balabanow in Brand gesteckt. Soll ein flüchtiger Matrose vom ‚Potjomkin' gewesen sein." Petja öffnet von innen seinem Vater die Tür. Noch immer vor Erregung schnaufend, steigt Kollegienrat Batschej ein. „Gott verschone uns mit der Politik", seufzt er.

einsam Segel



Zeichnungen: Günter Hain

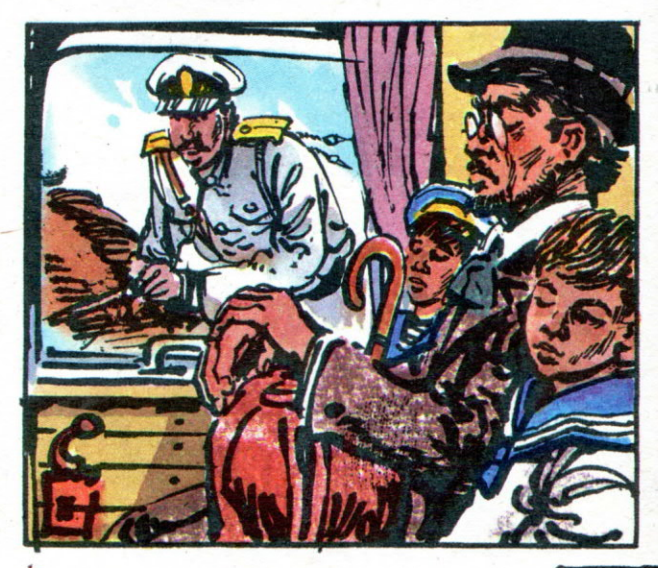




7. Etwa zehn Werst vor Akkerman hören die Reisenden einen Schuß. Ein berittener Soldat überholt die Kutsche, setzt mit einem mächtigen Satz über einen Graben. Kaum sind Roß und Reiter in den Ginsterbüschen verschwunden, taucht ein Mann im Graben auf. Läuft mit raumgreifenden Schritten hinter der Kutsche her. Statt zu halten, peitscht der Kutscher die Pferde.



8. Dennoch erreicht der Fremde die Kutsche. Vor Schreck erstarrt blicken Kollegienrat Batschej und seine Söhne auf die erschöpfte Gestalt zu ihren Füßen. Der Mann ist kräftig, die Haare sind kurzgeschoren, die Handwerkermütze ist neu und paßt nicht so recht zum Gesicht. Als Petja den rotbraunen Schaft des derben Marinestiefels erkennt, preßt er die Hand auf den Mund. Auf dem Handrücken des Unbekannten prangt ein hellblau tätowierter Anker! Also ein Matrose der „Potjomkin"?!



9. Nach einem Blick auf die verängstigten Reisenden öffnet der Fremde die Tür. Aber zum Abspringen ist es zu spät. Die berittene Streife nähert sich der Kutsche. Der Mann wirft die Tür wieder zu, schaut Kollegienrat Batschej bittend an und kriecht unter die Bank. Petjas Vater rührt sich nicht. Die Jungen verstehen ihn sofort. Als der rotgesichtige Patrouillenführer respektvoll grüßend durch das Fenster in die Kutsche blickt, sieht er schlafende Gesichter.



10. Eine Stunde später tauchen aus dem spärlichen Grün der Akazien die ersten Häuser der Stadt auf. „Akkerman ist schon zu sehen! Und kein Mensch weit und breit!" ruft der Vater betont laut. Petja faßt den kleinen Pawlik bei den Schultern. „Sieh mal, ein Vögelchen!" Hinter seinem Rücken hört Petja die Tür klappen. Der Matrose ist weg. Der Vater atmet erleichtert auf.



11. Nach dem Stand der Sonne zu urteilen, ist es bereits ein Uhr mittags, als die drei Batschejs am Dampfer „Turgenjew" anlangen. Bald werden die beiden riesigen Schaufelräder sich in Gang setzen und das Schiff in Richtung Odessa voranbringen. Wohin Petja auch blickt, überall ist es interessant. Petja vergißt sogar den geheimnisvollen Matrosen. Er ahnt nicht, wie schnell er ihn wiedersehen wird.

TEIL 1

Der rote Matrose



Fotos: DEWAG
Text: Walter Hohendorf

Jagd auf schwarze Dolden

Hallo! Schatzsucher, Beerenjäger, Vitaminsammler!
Die Erntezeit ist noch nicht beendet. Es gibt noch viel für euch zu tun. Korbine kann nicht genug von euren Schätzen bekommen. Vaccinium myrtillus, Vaccinium vitis-idaea und Rubus idaeus habt ihr ja schon oft gesammelt, aber jetzt ruft Korbine euch auf, auch Sambucus zu sammeln. Was, ihr versteht nicht, was das heißt? Das ist ja auch kein Wunder. Schlagt doch mal im Lexikon nach, es sind die lateinischen Bezeichnungen für Heidelbeeren, Preiselbeeren, Himbeeren und Holunder.
Holunder wird jetzt im September reif. Ihr müßt aber darauf achten, daß alle Beeren an den Dolden tief dunkel sind. Beeren, die innen noch rot oder grün sind, sind nicht zu verwerten.
Beim Ernten benötigt ihr eine Schere zum Abschneiden der Dolden und eventuell eine Harke oder einen Krückstock, damit ihr die oberen Zweige herunterbiegen könnt. Die Beeren müssen aber so kurz wie möglich von den Dolden abgeschnitten werden. Dann benötigt ihr auch flache Behälter zum Sammeln der Holunderbeeren, denn Holunder ist sehr empfindlich und sollte bis spätestens 48 Stunden nach der Ernte verarbeitet werden. Deshalb ist es am besten, wenn ihr euch bei dem nächstgelegenen VEB Großhandel Obst, Gemüse und Speisekartoffeln, VEB Obst- und Gemüseverarbeitung oder einer Aufkaufstelle anmeldet, wenn ihr beabsichtigt, Holunder zu sammeln. Beachtet auch die Veröffentlichungen zum Aufkauf von Holunder in der örtlichen Presse.

Übrigens, euer Sammelfleiß wird gut belohnt. Für 10 Kilogramm Holunderbeeren erhaltet ihr 4,– Mark von den Aufkaufstellen. Die obst- und gemüseverarbeitenden Betriebe stellen daraus viele Erzeugnisse her, z. B. Holundersirup, Holunder-Apfel-Gelee, Holunder-Apfel-Marmelade, Holunder-Birne-Süßmost und Holundersuppe. Letztere kann man übrigens kalt und warm essen.
So, nun auf zum Endspurt der Schatzsuche 76! Trommelt so viele Freunde eurer Pioniergruppe wie möglich zur Holunderernte zusammen, damit diese wichtigen Vitaminspender noch stärker das Angebot in den Kaufhallen und Verkaufsstellen bereichern.
Macht es Georgina und Ben nach! Wie ihr seht, haben sie schon angefangen. Vergeßt aber nicht, an Korbine über die Redaktion „Frösi" eure Ergebnisse zu melden.

Eure Korbine

Korbines aktuelles Interview . . .

... mit Diplomlandwirt Kühnel, Mitarbeiter in der Forschungsabteilung des Chemiekombinates Bitterfeld.

Korbine: Kollege Kühnel, halten Sie unsere Geschichte von Kalle und Conny für ein phantastisches Märchen?

Kollege Kühnel: Nein, überhaupt nicht! Das, was Kalle und Conny taten, wird in ganz kurzer Zeit völlig normal sein!

Korbine: Kalle und Conny helfen ihrem Vater, ein Wundermittel zu versprühen. Was ist das für ein Mittel?

Kollege Kühnel: Dieses „Wundermittel" ist unser Wachstumsregulator und Reifebeschleuniger „Flordimex". „Flordimex" wurde von einem Forschungskollektiv der Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften und des Chemiekombinates entwickelt und wird als Neuentwicklung in unserem Chemischen Kombinat Bitterfeld hergestellt. Seine Wirkung ist tatsächlich erstaunlich. Obst und Gemüse, das man mit diesem in Wasser aufgelösten Mittel besprüht, wird schneller reif, alle Früchte reifen gleichmäßig zu einem Zeitpunkt und lassen sich schon durch Schütteln vom Stiel lösen.

Korbine: Dann haben Kalle und Conny in ihrer Geschichte uns keinen (Johannis)Bären aufgebunden?

Kollege Kühnel: Nein, wirklich nicht! Wenn man z. B. Johannisbeeren drei bis fünf Tage vor dem gewünschten Erntetermin mit „Flordimex" besprüht, lösen sich die Beeren durch Schütteln ganz leicht von ihrem Stiel. In großen Obstplantagen wird mit „Flordimex" die industrielle Obsternte möglich.

Korbine: Alle Pioniere könnten mit „Flordimex" zu erfolgreichen Erntehelfern werden!

Kollege Kühnel: Ja, natürlich. „Flordimex" wird es bald in allen Fachgeschäften zu kaufen geben. Allerdings sollte kein Kind mit „Flordimex" umgehen. Sucht euch Rat und Unterstützung bei euren Eltern, Lehrern oder Pionierleitern, die euch bei der Ernte im Schulgarten oder anderswo mit „Flordimex" bestimmt gern helfen. Die Ernte selbst ist für euch danach ein Kinderspiel!



Text: Peter Klaus Eckert
Zeichnungen: Ladislaus Elischer

Alle auf einen Streich!

Kein Märchen, aber die märchenhafte Geschichte von Kalle und Conny, die eine traumhafte Idee hatten.



1. Es passierte in den ersten Ferienwochen. Die Sonne meinte es sehr gut. Nicht ganz so gut war die Stimmung von Kalle und Conny.



2. Da geschah es. Es gab einen großen Krach, und ein älterer Mann stürzte über ein herumliegendes Fahrrad zu Boden.



3. Wie der Blitz waren Kalle und Conny bei Opa Schmitz, der auf dem Boden lag und das rechte Bein nicht bewegen konnte.



4. Ziemlich still sahen die beiden dem Krankenwagen hinterher, der Opa Schmitz in die Klinik brachte.



5. Eine ganze Weile verging. Plötzlich sprang Kalle wie von der Tarantel gestochen auf.



6. Am nächsten Tag sah man Kalle und Conny geheimnisvoll durch den Garten von Opa Schmitz schleichen.



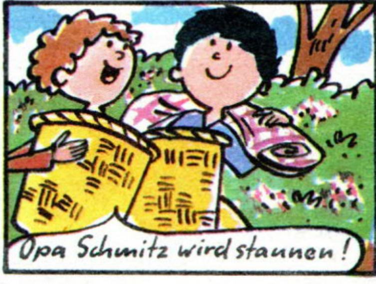
7. Kalles Mutter wunderte sich am Abend darüber, was ihr Mann mit den beiden Jungen so lange geheimnisvoll zu besprechen hatte.



8. Am nächsten Wochenende wunderten sich die Nachbarn von Opa Schmitz über Kalles Vater und die beiden Jungen, die die vielen Johannisbeersträucher im Garten besprühten.



9. Am Mittwoch besuchten Kalle und Conny Opa Schmitz. Der lag mit einem verstauchten Fuß im Bett und machte sich mächtige Gedanken um seinen Garten. Die beiden lächelten geheimnisvoll.



10. Schon am nächsten Tag zogen die beiden mit großen Körben und einer Decke bewaffnet zu den Johannisbeersträuchern von Opa Schmitz.



11. Kalle und Conny taten Erstaunliches. Kalle legte die Decke rings um die Sträucher aus und Conny schüttelte nur. Und prompt fielen alle Johannisbeeren ohne Stiele auf die Decke.



12. Es dauerte nicht lange, und alle Johannisbeeren im Garten waren geerntet. Kalle und Conny waren richtig stolz.



13. Opa Schmitz war völlig aus dem Häuschen, als er die Johannisbeerernte seines Gartens sah. Er freute sich riesig und staunte ungeheuer.



14. Richtig froh fuhren Kalle und Conny nach Hause. Ihr „Wundermittel" hatte Opa Schmitz mächtig geholfen.

WARUM SAGST DU DENN DAUERND MUHMUH-MECKMECK?

ICH LERNE FREMDSPRACHEN, DU SCHLAPPOHR!

Interview mit der dicken Emma

Reporter: Verzeihen Sie, Kollegin Schwein, können Sie mir sagen, was man unter Hilfsbereitschaft versteht?

Emma: Aber selbstverfreilich. Hilfsbereitschaft, das ist zum Beispiel, wenn dem langen Schnulle aus der 6a in der Pause der Kugelschreiber 'runterfällt. Dann schmeißt Schnulle dem kleinen Mücke einen Blick und den nassen Schwamm an die Omme, worauf sich Mücke hilfsbereit bückt und ...

Reporter: Hätten Sie vielleicht noch so ein treffendes Beispiel?

Emma: Jede Menge! Nehmen Sie nur die Sache mit Püffchen. Der hat heute einen blauen Sehschlitz, weil er gestern der Eva Klattenbusch nicht sein Hausaufgabenheft zum Abschreiben geben wollte. Da hat ihm Evas Macker aus der 9a hilfsbereit eine gepolstert. Und gleich hat Püffchen hilfsbereit sein Heft spendiert. Noch 'n Beispiel?

Reporter: Nur zu, Kollegin Schwein, nur zu!

Emma: Bolzer Schecki aus der 7b hatte neulich in der Hofpause die lustige Idee, Knolles Anton aufzufordern, in die Mülltonne zu klettern. Komischerweise wollte Anton nicht. Da schnippte Schecki mit Daumen und Zeigefinger. Schon kamen hilfsbereit drei Hilfsscheckis, packten den Anton ...

Reporter: Und so etwas hält ein Schwein wie Sie also für Hilfsbereitschaft?

Emma: Wieso ich? Das ist die Meinung mancher Kinder, die täglich nach der Schule hier am Stall vorbeischnattern!

Satierisches

Was ist das?
Es zwitschert und zwitschert.
Antwort: Der Vogel im Baum.
Es zirpt und zirpt.
Antwort: Die Grille im Grase.
Es meckert und meckert.
Antwort: Die Ziege im Stall.
Es bellt und bellt.
Antwort: Der Hund im Hof.
Es quakt und quakt.
Antwort: Der Frosch im Teich.
Es grunzt und grunzt.
Antwort: Der Holger in der Schule.

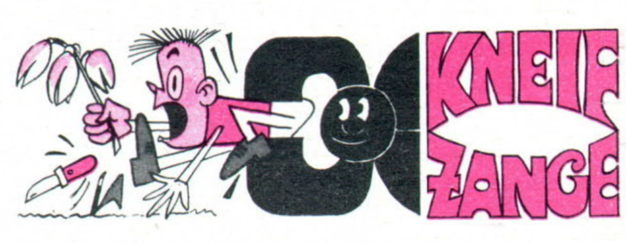
Texte: Richard Hambach
Fotos: Herbert Schier

Eene-meene-ming-mang

Eene-meene-Borstenvieh.
Die Emma wäscht die Ohren nie.
Sie sagt dir keß und krötig:
„Ein Schwein hat das nicht nötig!"

●

Eene-meene-Schweinemast.
Wir fressen, bis kein Hut mehr paßt
das Frühstück aus den Klassen,
das Kinder liegenlassen.



Frühstückstip

Ein Schwein kann prächtig hören.
Es hat auch große Ohren.
Von Meiers die Liane,
hat leider bloß zwei klane.
Sie hat auch in der Schule
an Vieren viel zu vule.
Drum kauft euch Schweineohren
für bessere Zensoren.



ZENIT

FRÖSI-PLANETARIUM

FRÖSI-PLANETARIUM

BLICKRICHTUNG NORD

ZENIT

NORDWEST

NORDOST

NORD

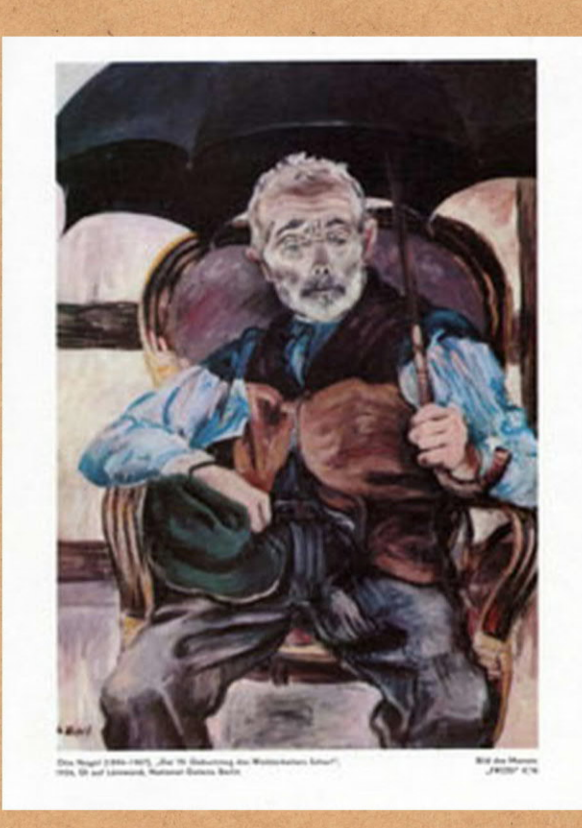
18^h 19^h 20^h 21^h 22^h

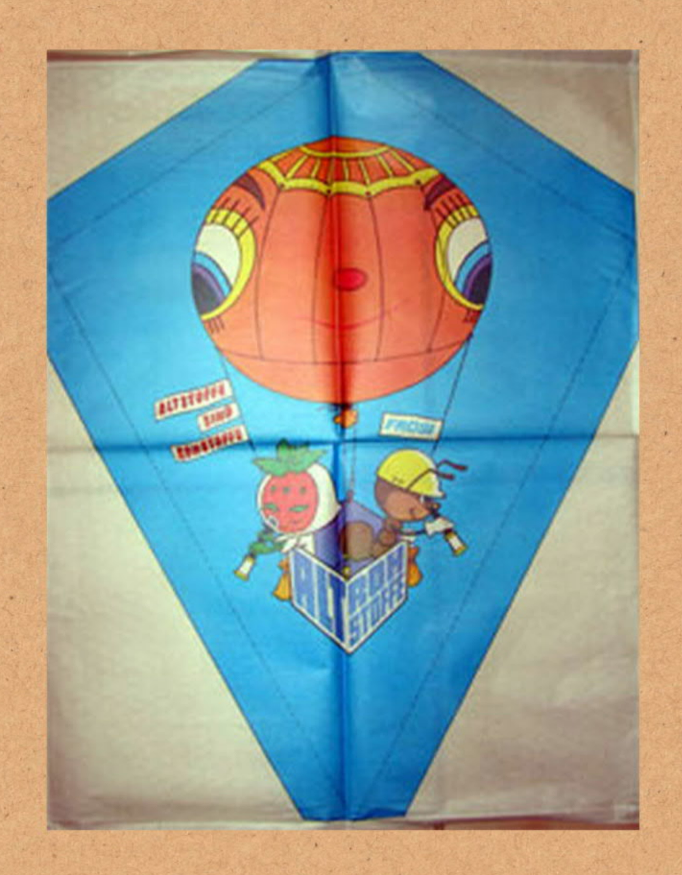
JULI
AUGUST
SEPTEMBER
OKTOBER
NOVEMBER
DEZEMBER
JANUAR
FEBRUAR
MÄRZ
APRIL
MAI
JUNI
KAPELLA
FUHRMANN
SIEBENGEST.
STIER
ZWILLINGE
ORION
WIDDER
ANDROMEDA
KL. HUND
SIRIUS
WALFISCH
FISCHE
GR. HUND
PEGASUS
WASSERMANN
STEINBOCK
SKORPION
SCHÜTZE
JUNGFRAU
WAAGE
ATAIR
ARKTUR
BOOTES
NÖRDL. KRONE
HERKULES
LEIER
WEGA

OKTOBER
NOVEMBER
DEZEMBER
JANUAR
FEBRUAR
MÄRZ
APRIL
MAI
JUNI
JULI
AUGUST
SEPTEMBER
ZWILLINGE
WAGEN
KAPELLA
FUHRMANN
KL. WAGEN
POLARSTERN
PERSEUS
BOOTES
NÖRDL. KRONE
HERKULES
DRACHE
KASSIOPEIA
CEPHEUS
WEGA
LEIER
DENEB
SCHWAN
ANDROMEDA

Bild des Monats:

Otto Nagel:
"Der 70. Geburtstag des Waldarbeiters Scharf"





Drachen zum Selberbauen

Schminkfarbe

